Hofrath v. Eckartshausen's

Schriften.

Zweyter Band.

Erzählungen
zum Vergnügen und zur Seelenbildung.

II. Theil.

Enthält:

Herman.
Harwort und Leonore.
Valentour, oder die Macht der Erziehung über das Herz.
Johanna und Ubald, eine Geschichte im alten Geschmack, entlehnt aus den Biographien der Selbstmörder.
Johanna und Ubaldus.
Ein Pendant zur vorigen Geschichte.
Heinrich und Eduard.
Zum neuen Jahr an meinen Fürsten.
Zum neuen Jahr an die edlen Damen unserer Stadt, die Gattinnen und Mütter sind. rc. rc.

Wien, 1830.
Bei Anton v. Haykul, Buchdrucker,
und bei
Mich. Lechner, Universitäts-Buchhändler.

Erzählungen

zum

Vergnügen und zur Seelenbildung.

Zweyter Theil.

Herman.

Eine Geschichte aus den Zeiten der Ritterschaft.

Tiefschweigend lag die Natur in nächtlicher Stille; dick in Wolken gehüllt war das Firmament, und im Rabengewand näherte sich die traurige Stunde der düstern Mitternacht majestätisch und ernsthaft. Feyerlich zitterte die stumme Gegend, und heiliges Schrecken bebte an jedem Laube; das brausende Thal war mit Finsterniß bedeckt, und nächtliches Grauen schlug sein dunkles Gezelt auf, um unumschränkt über die Halbkugel zu herrschen.

Tiefes Stillschweigen, wie die Stille des Todes, verbreitete sich umher, und außer der Eule klagendem Liede hörte der Sterbliche keine Stimme.

In einer solchen Nacht wandelte Herman durch unbekannte Wege: sein einziger Gefährte war sein Schwert, denn mit diesem bahnte er seinen wankenden Tritten den Fußsteig.

Ein halbverfallenes Schloß, das in den ältesten Zeiten Manchem zur Bosheit und Manchem zum Schutz gedient hat, erhob sich in der Gegend, wo sich Herman verirrte. Unter dem Schutte stiegen bemooste Gewölber empor, wo in den dämmernden Stunden der traurige Nachtvogel sein Lager aufschlug, und sein ödes Wohnhaus erbauete. An den Gemäuern schlichen Eidechsen und Kröten herum, und fürchterlich zischten die Nattern auf den Wanderer. Epheu rauschte an den zerfallenen Wänden, und schlang sich hinauf auf hangende Thürme, die, mit Gras bewachsen, sich über schwarze Felsen hinstürzten. In diesem fürchterlichen Orte, wohin selten der Pfad einen Sterblichen leitete — in diesem Aufenthalte von wilden Bestien, und giftigen Thieren, dem sich kein Tiger zu nahen getraute — da wandelte Herman in den Stunden der Mitternacht. Todtenschedel und Knochen von ermordeten Menschen hinderten die Schritte des Reisenden, und noch in eisernen Banden hangende Skelete breiteten Schauder über den fürchterlichen Ort aus. Die Furcht würde ihn getödtet haben, wenn nicht die gütige Nacht seinem schaudernden Blicke diese Schreckenbilder verhüllet hätte.

Hier war Herman — ermattet sank der Held, der tapfer in Palästina focht, auf eine Felsenwand hin, und Entkräftung und Schlaf beraubten ihn seiner Sinne.

Schon graute der Morgen, und Eulen und Fle-

dermäuse kehrten in ihre Höhlen zurück vor der aufgehenden Sonne. Mit gräßlichem Geräusche flatterten sie über Hermans Haupt, und weckten ihn mit rauschenden Flügeln aus seinem Schlummer.

Herman erwachte, und wie entsetzte sich sein erstauntes Auge, als er eine große Schlange vor sich sah, die ihm starr ins Gesicht blickte, und züngelte. Er suchte sein Schwert; es lag nahe an ihm, aber drey fürchterliche Nattern umflochten es, als ihre Beute, und machten es dem Helden streitig. Kalter Schweiß durchströmte seine Glieder; ängstig wandte er seine schüchternen Blicke um sich her, und von jeder Seite kam ihm Grauen und Entsetzen entgegen. Da sah er die grundlosen Höhen, die er durchwandelte, dort die drohenden Felsen, die ihre Riesenkörper über seine Scheitel beugten, und mit den Wolken zu kämpfen schienen. Unsterbliche Gottheit! rief er aus: Wo bin ich? Sind dieses die Vorhöfe der Hölle, oder die Wohnungen des Todes und des Verderbens? Ist es ein böses Gespenst, das mich in diese Gegend verführt hat? Diese Todtenschedel, die um mich herumliegen, diese modernden Knochen meiner Brüder sind die fürchterlichen Zeugen, daß hier kein Sterblicher unbestraft diese Schwellen betrat. — Aber Herman! was zitterst du? — Können wohl diese Felsengewölber deine Stimme verschließen, daß sie sich nicht bis zum Ewigen empor hebt, oder verbergen dich diese Marmorgebirge, und dringet der Blick des Allmächtigen nicht in diese Tiefe hinunter? Schwa-

cher Sterblicher! fasse Muth, das Auge der ewigen Vorsicht begleitet dich auf deinen Wegen — und was hast du zu fürchten, wenn Gott mit dir ist?

So sprach Herman, und Muth floß in seinen Adern. Er schleuderte mit seinem Fuß die Nattern von seinem Schwerte, und erlegte die Schlange im muthigen Kampf, die ihm gräßlich entgegen zischte. Schaum und Blut floß umher aus der Wunde des erlegten Wurmes, und die Erde zitterte selbst unter dem kühnen Fuß des Helden, und staunte über seinen Muth.

Ermüdet vom Streit suchte sich Herman eine Anhöhe, die die Sonne beschien; da setzte er sich hin, und gürtete sein Schwert an seine Seite. Du treuer Gefährte meines Lebens! rief er aus: du sollst deinen Herman nie wieder verlassen! Durch dich sanken die Feinde des Glaubens in Palästina; der Gottheit Schutz heiligte deine Stärke; du wüthetest bisher wider die Feinde von Hermans Gott, vertheidige nun auch einmal den Helden, der für seinen Glauben focht, und den die Gottheit vielleicht noch zu höheren Thaten bestimmt hat, weil sie noch seines Blutes schonte, das Herman so gerne für sie vergossen hätte.

So sprach Herman, und sein feuriges Auge blickte majestätisch um sich; die Winde rauschten minder, der Schauer floh von den Felsen, und verkroch sich in die Wohnung der Finsternisse vor dem Anblick des Helden.

Herman hob sich endlich auf, als die Sonne am Mittag war, und suchte Erfrischung in der nahrungs=

losen Gegend. Mit Kühnheit kletterte er einen hohen Felsen an, und fand dort einige Haselstauden mit Nüssen bewachsen, von welchen er sich diesen Tag über nährte.

Nachdem er eine ziemliche Weile die Gegend durchirrte, kam Herman zu einer Quelle. Frisches Wasser sprudelte aus dem gutthätigen Felsen, und Labung für Hermans durstende Lippen.

Die Mittagsmahlzeit war vorüber, und nun beschäftigte sich Herman mit den Todtenknochen und Gerippen, die in dieser Gegend umher lagen. Es ist vergebens, sagte er, ich bin noch zu müde, um eine Rückkehr aus dieser Gegend zu versuchen; ich will heute noch mein Nachtlager hier aufschlagen, und diese Knochen beerdigen. Er ging eine Weile umher, und unter einer Felsenwand fand er verschiedene Rüstungen, Helm, Harnisch und Schwerter, Picken und Hauen und Schaufeln. Herman ergriff eine Haue und eine Schaufel, nahm diese Werkzeuge auf seine Schultern, stieg den Felsen wieder hinauf, und suchte sich einen Ort, um eine Grube zu graben.

Hier, fing er an, will ich eine Ruhestätte für euch machen, für euch, deren Gerippe hier fürchterlich herumstehen! — Ihr nahmt mich mit edler Gastfreyheit auf; es ist billig, daß ich euch meine Dankbarkeit zeige. Ihr, wer ihr immer gewesen seyd — Helden oder Mörder, weil noch verwesliches Fleisch eure Knochen deckte — ich will euch eine Grube bauen, und eure Gebeine sollen in Ruhe modern. —

Herman fing seine Arbeit an; vergebens bemühte er sich zu graben, die harten Steine forderten die Picke: er hauete, und ein dumpfer Ton erfüllte die ganze Gegend unter seinen Streichen, so daß Herman leicht einsehen konnte, daß eine Höhlung im Felsen seyn müsse. Er hauete öfters, als gählings mit entsetzlichem Gerassel die Steine durchbrachen, und sich eine Oeffnung in eine grundlose Höhle zeigte; kaum legte sich der Staub, der wie Rauch aus der Caverne herausdämpfte, als eine düstere Stimme aus dem Abgrunde rief:

Wer bist Du, verwegner Sterblicher, der Du Dich erkühnest, meine Ruhe in diesen Grüften zu stören! Entferne Dich sogleich von dieser Gegend, und erwarte die gerechte Strafe deines Frevels! Hunger und Elend werden Dich zum Gesellschafter der Todtengerippe machen, die Du um Dich her siehst. Frevler! stirb, und fühle zehnmahl den Tod, und das Elend des Sterblichen!

Herman zitterte bey dieser Stimme; seine Wangen entfärbten sich, und kalter Schweiß tropfte von seiner Stirne.

Scheu ergreift den Menschen vor ungewöhnlichen Dingen, und die Liebe unsrer Selbsterhaltung macht oft den Helden zur Memme im Augenblick, wo körperliches Gefühl den Muth der Seele überwiegt. —

Es gibt Dinge in der Natur, die unsere Erwartung übersteigen, und der, der außerordentliche

Dinge im ersten Augenblicke gleichgültig sehen kann, muß weder Menschengefühl noch eine Seele haben.

Die Furcht ist dem Menschen eigen, Ueberlegung und Vernunft schwächen erst ihren Eindruck, und erzeugen Muth und Tapferkeit. So ging es unserm Herman auch; seine Seele faßte sich bald wieder. Du, wer Du immer bist, schrie er, der Du diese unterirdische Höhle bewohnest, Du sollst mich durch Deine Drohungen nicht hindern, das Werk, das ich unternommen, zu vollenden. — Ich will die Todtengerippe, die da herumstehen, beerdigen, und Du sollst mein Vorhaben nicht stören, und wenn Du mich selbst zum Todtengerippe zu verwandeln Macht hättest. —

Herman sammelte alle Todtenschedel, Knochen und Gerippe, die er finden konnte, zusammen, und warf sie in den Schooß der Mutter Erde. Es war schon spät am Abend; als Herman seine Todtengräberarbeit vollendet hatte, wälzte er einen großen Stein vor die Oeffnung, und sprach zu seinen Begrabenen: ruhet in Frieden!

Müde von seinem Tagwerk, suchte Herman nun Ruhe; eine erhabene Gegend wählte er sich zu seiner Ruhestätte, damit ihn die Nacht über die Kröten und Nattern nicht beunruhigen konnten. — Einige Nüsse waren die Gerüchte seiner Nachtmahlzeit, und eine hohle Hand voll Wasser sein Getränke. —

Schon war sein Nachtlager von Moos bereitet, schon lag der Held gestreckt, und ruhete bis Mitternacht.

Diese fürchterliche Stunde trat mit Majestät auf die Erde. Gespenster mit Drachenflügeln und Rabenklauen wandelten in einsamen Wildnissen vor den Furchtsamen umher, Irrwische verführten den Wanderer in sumpfige Oerter, und mit Zaubersprüchen stand schon der Teufelsbeschwörer auf dem Kreuzwege.

Der Ball öffnete sich schon auf dem Blocksberg, und unter Katzengeschrey und Hundesgeheul wurden schon die Hexentänze gefeyert, und schwarze Kater mit feurigen Augen spielten schon bey diesem herrlichen Feste Uhu-Conzerte und Miaunaden.

In Wäldern erschollen die Jagdhörner, geblasen von verwunschenen Jägern; das Nachtgejaid jauchzte im Thale, und lärmte mit wiehernden Pferden und Gebell gespenstischer Hunde.

Couriers auf flüchtigen Geißböcken reiseten durch die Lüfte, und eine ehrwürdige Cavalcade bedachter Damen mit fliegenden Haaren folgte ihnen nach auf Besen und Gabeln.

In dieser fürchterlichen Stunde erwachte Herman, und ein gäher Lärm schreckte ihn auf von seinem Schlummer.

Unerschrocken und ohne Vorurtheil, wie er war, sah er alle die Schreckenbilder nicht, die der Furchtsame sieht, und die ihr Daseyn in einer verwöhnten Einbildung haben; er sah unerschrocken um sich. Die Sterne funkelten am Himmel; — aber wie sank sein Muth wieder — wie zitterte sein Herz, als er in der

Ferne eine ganz unnatürliche Gestalt aus der Erde heraussteigen sah, die ihm immer näher und näher kam; er sah starr nach diesem Wesen, das sich ihm näherte, und konnte sich selbst nicht erklären, ob es ein Mensch oder ein Thier seyn sollte. Endlich wagte er es, zog sein Schwert, und ging diesem Abentheuer entgegen; aber kaum vollendete er einige Schritte, als eine übernatürliche Kälte alle seine Glieder durchfuhr — seine Haare sträubten sich empor, und Todesschweiß war an seiner Stirne; das Gespenst glitt nahe an ihm vorüber. Es war schrecklich anzusehen. Herman faßte sich aber doch. — Halt! — schrie er das Gespenst an, und wenn Du aus der Hölle selbst bist, so sollst Du halten. —

Wer bist Du? Verwegner! antwortete das Gespenst mit einer Stimme, als tönte jedes Wort aus hohlem Erze. Wer bist Du? Verwegner! der Du es wagst, ein Wesen anzureden, das mit euch Sterblichen keine Gemeinschaft mehr hat? Weißt Du, daß ich durch einen einzigen Hauch Deine Säfte in Eis verwandeln, oder durch Veränderung meiner Gestalt in eine weit schrecklichere Dich aus Furcht über diese Abgründe stürzen könnte? —

Wer bist Du? erwiederte Herman, ein sterbliches Wesen, oder ein Geist; so mußt Du mit mir sprechen. Bist Du aus der Hölle geschickt worden, so glaube nicht, daß ich vor Deinen Drohungen erschrecke. —

Die Hand dessen, der jedes Geschöpf schützt, wird

auch mich schützen, und sollte er zugeben, daß Du meinem Körper schaden könntest! Was willst Du, schwacher Geist, meiner unsterlichen Seele thun? bist Du aber die Seele eines Abgeleibten, die vielleicht verdammt, zur Abbüßung ihrer irdischen Sünden, in diesen Wüsteneyen umher irren muß — so sprich! und kann Herman Dir mit seinem Leben dienen, so fordre es von ihm, und lerne, daß der, der ein Freund der Menschen ist, auch Muth hat, ein Freund eines Geistes zu seyn. Rede! — Das Gespenst blieb sprachlos stehen — sah Herman ins Gesicht, und seufzte. —

Armer Geist! fuhr Herman fort, Du seufzest? Meine Anrede muß Dich gerührt haben. Du bist unglücklich, und schon bist Du meinem Herzen werth; rede! gieße Deinen Kummer in meinen Busen, und können diese meine Arme, deren Knochen noch mit Fleisch bedeckt, und in eine verwesliche Hülle gewickelt sind, Dich, geistiges Wesen, nicht an meinen Busen drücken, so will ich Dich mit den Armen meiner Seele umfangen. Kann Herman etwas zur Linderung Deines Leidwesens beytragen, so rechne auf ihn, armer Geist! Verschmähe die Freundschaft eines armen Sterblichen nicht!

Es schien, als würde das Gespenst freundlicher. Folge mir, rief es, Herman! folge mir! Herman folgte dem Gespenst. Dieses führte ihn bis an die Spitze eines Felsen; da war eine große Oeffnung. Du hast mir Deine Freundschaft angebothen, rief das

Gespenst — wohl! Du sollst mein Freund seyn, und mein Freund bleiben. — Hier schlang es seinen eiskalten Arm um Hermans Nacken, riß ihn mit sich in die Oeffnung, und wie ein Pfeil eilten sie tief unter die Erde hinab, beynahe bis an die Vorhöfe der Hölle.

Hier! — doch ich will meinen Lesern noch nicht sagen, was dem kühnen Herman begegnet ist — Gutes oder Böses. — Er soll es uns selbst erzählen, wenn er aus seiner Höhle wieder herauskommt, und kommt er nicht mehr heraus, so wollen wir ihn bedauern den edlen Ritter.

Drey ganze Tage waren bereits verflossen, binnen welchen Hermans Freunde vergebens ihren Gefährten suchten. — Das gräßliche Gewitter war vorüber; der Regen und der Hagel, der die Helden zerstreute, ließen nach. Allein alles Bemühen war vergebens, man wußte nicht, wo Herman war.

Reinhold war einer der tapfersten Ritter, der selbst an den heiligen Mauern von Jerusalem focht, und an Hermans Seite manche Lanze brach, manche Wunde empfing. Gemeinschaftliche Unglücksfälle, gleichgestimmte Herzen ketteten diese jungen Männer an einander, und machten sie zu unzertrennlichen Freunden.

Als die Sonne am Morgen aufging, und die Schatten der gräßlichen Nacht zerstäubte, in welchen sich Herman von Reinholds Seite getrennt hatte, saß Reinhold traurig auf einem Hügel, und Thränen rollten

über seine braunen Wangen, und netzten sein narbiges Gesicht.

Ach! wären wir, rief er aus, an Jerusalems Bollwerken gesunken, oder hätte der blinkende Stahl der Saracenen meinen Scheitel gespalten, als ich noch an Hermans Seite focht! O wie glücklich wäre ich gewesen! Aber was wird nun Ludmilla sagen, wenn Reinhold ohne Herman kömmt?

War nicht sie es, das trefflichste der Mädchen, die mir bey unserer Abreise ihren Bruder empfahl? War nicht sie es, die mir sagte: Reinhold, bringe mir meinen Bruder wieder, oder zähle nicht mehr auf Ludmillens Liebe! —

Ja; so sprach sie, mir däucht noch, daß ich ihre Stimme höre. Ludmilla! ja, du sollst deinen Bruder wieder sehen, oder wenn Herman nicht mehr ist; so wird auch Reinhold nicht mehr leben. —

So sprach Hermans Freund, nahm seine Lanze, und seinen Helm, setzte sich auf sein Pferd, und rannte tief in die Wildniß hinein.

Als Reinhold in die Tiefe des Waldes kam, hinderten ihn die dicht verwachsenen Wege mit seinem Pferde fort zu kommen. Er stieg ab, band den Gaul an einen Baum, und wollte weiters seinen Herman aufsuchen; allein, er wurde von einer Menge Räuber umrungen. Reinhold zog sein Schwert; aber seine Vertheidigung war zu schwach, er ward übermannt, und überwunden. Schon führten

die Räuber den armen Reinhold gebunden in ihre Höhle und hielten Rath, ob sie ihn leben lassen, oder tödten sollten.

Schon war das Todesurtheil über Reinhold gesprochen, als einer aus den Räubern seine Stimme erhob, und so zu seinen Brüdern sprach: Wie? schämt ihr euch nicht, ihr Männer, die ihr bisher euern Ruhm in eurem Arme, und eure Größe in eurer Stärke gesuchet habt! schämt ihr euch nicht, einen Wehrlosen, der in unserer Gewalt ist, zum Tode zu bestimmen? — Pfuy; ich würde es mir zur Schande rechnen, unter eurer Rotte zu seyn, wenn ihr Memmenthaten auszuüben im Stande wäret. Ein feiger Bube tödtet den Entwaffneten; der Mann mit Muth vergießt nur das Blut des Kämpfenden, und weiß des Ueberwundenen zu schonen. — Habt ihr nicht gesehen, wie muthig der Jüngling focht, und sind nicht eure Wunden, die noch bluten, die Zeugen seiner Tapferkeit? und ihr, ihr wollt ihn nun tödten? — Pfuy! schämt euch! — Feige Ponzen, die den Götzen opfern, führen wehrlose Schlachtopfer zum Altare. Der Held zückt seinen Stahl nicht gegen den Gefesselten, sondern gegen den, der noch gleiche Kräften mit ihm hat. Auf Muth und Stärke gründet sich das Heil unserer Rotte, und Muth und Stärke fordern auch unsere Achtung, wenn sie selbst im Herzen des Feindes thronen. — So sprach der Räuber, und runzelte seine Stirne, daß sie einer verwilderten Eiche gleich war;

und seine Löwenstimme gab seinen Worten den Nachdruck, den sie verdienten.

Stillschweigen herrschte in der ganzen Versammlung, bis endlich der Redner nach einer Pause wieder anfing:

Ihr schweigt, und eure Herzen fühlen die Ueberzeugung der Wahrheit. Tritt also näher zu mir, junger Held, und empfange Deine Freyheit; ehe Du aber diesen Ort verlassest, so geh hin bis an den Felsen, wo ein großer Tannenbaum steht, und sich der Weg scheidet; dort wirst Du einen Erschlagenen antreffen. Diesen entkleide, beerdige seinen Körper, und bring uns seine Kleider hieher. Dieß begehr ich von Dir, das Du thun sollst, ehe Du uns verlassest, und hierüber sollst Du mir Dein Wort geben, und meinen Auftrag zu erfüllen, mir schwören bey Deinem Schwerte.

Das will ich, erwiederte Reinhold, und schwur bey seinem Schwerte. Dann gaben ihm die Räuber seinen Helm, seine Rüstung, seinen Harnisch zurück, und behielten nur das, was ihnen einigen Werth zu haben schien.

Reinhold war frey, und schon entfernte er sich von der Räuberhöhle.

Dem Unendlichen sey Dank! rief er aus; die Gefahr ist überstanden, ich bin wieder in Freyheit. Doch wie! — ich bin noch nicht frey, ich muß erst mein Wort halten, das ich gab; ich muß den Erschlagenen auskleiden. Freylich, wer könnte mich hierzu

verbinden, wenn ich nicht wollte! Der Feige würde tausend Entschuldigungen finden; aber das Wort des Mannes bleibt Wort; und wenn es auch mein Leben kosten sollte — ich muß es halten.

Reinhold ging dem Orte zu, den ihm der Räuber beschrieben hatte, und als er an die große Tanne kam; sah er den Entseelten beym Mondlicht liegen. Reinhold trat näher, sah ihm ins Gesicht, und fand, daß der Erschlagene ein edler, junger Ritter war. Wer magst Du seyn, fing Reinhold an, oder wessen Seele belebte die schöne Hülle, die wie eine Rose da liegt, die ein loser Bube in ihrer schönsten Blüthe dem Gärtner entwendet hat? Armer Jüngling! — vielleicht bethet in dieser nähmlichen Stunde, in der ich nun vor Dir stehe, Deine arme Mutter zum Himmel für Dein Wohlseyn, oder vielleicht führet ein gutthätiger Traum Dein Schattenbild in die Arme Deiner Geliebten, in der Stunde, in der Deine Seele den Körper verließ. Armer Knabe! — was führte Dich wohl hierher in diese abscheuliche Wildniß? War es Freundschaft oder Liebe, die Deine Schritte leitete? — Du bist nun nicht mehr — Du hast die Drangsalen dieses Lebens überstanden — wohl Dir! — aber hier, hier sollst Du, bey meiner Seele, nicht liegen bleiben. Dein edler Körper soll nicht der wilden Thiere Beute, und die Fütterung des Raubvogels seyn. Auch nackend, wie einen Bettler, will ich Dich nicht begraben. Ach! warum gab ich mein Wort, Dich Deines

Kleides zu berauben und es den Räubern zu bringen? — Ich will hingehen, will ihnen das meinige lassen, will eine Ziegenhaut um meine Lenden binden, um mich der Unthat nicht schuldig zu machen, daß ich einem Entleibten noch seine Kleidung entzogen habe. O mich Unbesonnenen! — hätte ich die Abscheulichkeit dieser That nicht gleich einsehen, nicht gleich fühlen sollen, daß mein Herz nicht fähig ist, sie auszuüben?

Reinhold nahm den Körper, legte ihn ins Mondlicht auf einen Rasen, sah ihn nochmahls an, und fühlte, ob er keine Spuren des Lebens mehr an dem Unglücklichen fände. Es däucht mir, sagte Reinhold es däucht mir, es ist noch Leben in Dir! — Du athmest! — ja — Du bist nicht todt, Du lebst noch: — erwache! — Als Reinhold so sprach, öffnete der Unglückliche seine Augen. Wo bin ich, fing er an? — Bist Du auch einer der Räuber, die mich schlugen? — Fasse Dich, erwiederte Reinhold, ich bin Dein Freund, bey meiner Seele! — So lang ich noch lebe, soll Dir kein Leid mehr widerfahren.

O bist Du es! fuhr der Verwundete fort, der mich aus den Armen des Todes wieder zum Leben rufet? — Ach, warum, Grausamer! erweckest Du mich wieder? — mein Leben ist mir Qual: denn der, den ich liebe, ist nicht mehr. —

Reinhold. Murre nicht über die Vorsicht des Ewigen! Er wachet für das Wohl des Sterblichen. — Auch ich suche einen Freund, den ich verloren! auch

ich möchte ohne ihn nicht mehr leben; aber ich hoffe — ich hoffe noch immer. O Herman! —

Der Verwundete. Herman! — Kennst Du Herman, den Ritter, der nach Palästina zum heiligen Krieg zog? —

Reinhold. Ob ich ihn kenne? — ich, der sein Ich, und er das meine ist! —

Der Verwundete. Wie nennst Du Dich? — Sprich. —

Reinhold. Ich bin Reinhold. —

Der Verwundete. Ach Reinhold! — hier sank der Verwundete in Ohnmacht; nach einer Weile erhohlte er sich wieder. Du bist Reinhold, sagte er, Du — Du lebst noch, bist noch Hermans Freund, und kennest seine Schwester nicht mehr? —

Reinhold. Wie, Du bist Ludmilla! — Geliebte meiner Seele, laß Dich umarmen! — Du bist Ludmilla — Du, für die ich noch immer lebe — und bin — Du, Ludmilla! — Aber, was soll diese Rüstung?

Ludmilla. Sie ist das Zeichen der Stärke der Liebe. Ich erfuhr durch ein falsches Gerücht, daß Du an Jerusalems Mauern sankest: wollte Dich aufsuchen, Dich finden, oder mit Dir sterben. Aber, wo ist Herman?

Reinhold. Du wirst ihn sehen. O Ludmilla! — So glücklich ist heut Dein Reinhold, und zugleich so unglücklich. Was ist hier in diesem öden Orte zu

thun? Ich habe weder Oehl noch Wein, um Deine Wunden zu heilen. Es bleibt mir kein Mittel übrig, Dich, Beste meiner Seele! zu retten, als daß ich zu den Räubern zurückkehre, bey denen ich war, und sie um Menschlichkeit anflehe: sie werden Dich aufnehmen, und ich werde bey Dir bleiben, bis Du wieder gesund bist.

Ludmilla. Thu das nicht, Reinhold! Du wagst Dein kostbares Leben für Ludmillen.

Reinhold. Wenn ich es wagte, wollt' ich nicht tausend Leben für Ludmillens Erhaltung geben? — aber ich müßte es auch ohne Dich thun: denn ich gab den Räubern mein Wort, wieder zurück zu kehren, ich schwur bey meinem Schwerte.

Ludmilla. So erfülle Deinen Schwur zuvor. Wäre es Liebe, wäre es Freundschaft, ich könnte Dir Vorstellungen machen; nun ist es Pflicht, und ich würde Deiner nicht werth seyn, wenn ich Dich von Erfüllung des gegebenen Wortes abhalten könnte. Geh, Reinhold! und komme bald wieder zurück. —

Hier drückte Reinhold seine Ludmilla nochmal an sein Herz, und muthig, wie ein junger Löwe, kehrte er in die Räuberhöhle zurück. —

Ihr! fing er an, ihr! die ihr wie Raubthiere, abgesondert von allen Menschen, in dieser Einöde lebet, eine Höhle bewohnet, die niemal das Licht der Sonne erwärmt, ihr, die ihr eure Herzen abgehärtet, wie die Felsensteine, die sich über eure Scheitel gewölbt, höret die Stimme eines jungen Ritters:

und wenn eine einzige eurer Nerven noch zu dem Eindrucke eines Gefühles empfänglich ist, wenn noch Mitleid und Theilnahme in eure Seelen dringen kann, so höret mich an, und gewähret mir meine Bitte! —

Ich gab euch mein Wort, den Erschlagenen auszukleiden, seine Kleidung euch zu überbringen, und seinen Körper zu beerdigen. Ich wollte thun, was ich euch gelobte: ich suchte, und fand den Körper des vermeintlichen Erschlagenen; allein, er war nicht todt, wie ihr vermuthet, er lebte, und nennt sich Ludmilla. Ein Mädchen mit edler Seele und Muth — und meine Verlobte — war unter der Rüstung des jungen Ritters verstellt, den ihr beraubet habt: ihre Wunden sind gefährlich und ihr Tod wird gewiß, wenn ihr unerbittlich seyd, sie in eure Höhle aufzunehmen, und Oehl und Wein in ihre Wunden zu gießen. Erstaunet nicht über mein Begehren, ich muthe euch noch Menschlichkeit zu. Sind eure Herzen gleich verhärtet, wie ein Marmor, der Jahrhunderten den Jahreszeiten trotzte, so hab ich doch noch Hoffnung, daß eure verwilderten Seelen noch empfänglich des Meisels seyn werden, mit dem das menschliche Elend auch in die härtesten Herzen manchen Zug des Gefühles gegraben hat. Solltet ihr mir aber diese meine Bitte versagen; so wisset, daß mein Leben an Ludmillens Leben hange, und daß ich Alles wagen werde, um eure Grausamkeit zu rächen. Dieses Schwert wird mir Genugthuung verschaffen, und wenn ich auch unterliege, und wenn ich auch

hinsinke zur Grube, so soll mein Sturz doch auch einige von euch Ungeheuern ins Verderben reißen, und die Beleidigung rächen, die ihr der Menschheit zugefüget.

So sprach Reinhold; zog sein Schwert — und erwartete die Antwort der Räuberrotte.

Alle erstaunten über die Unerschrockenheit des Jünglings; Erbarmen und Mitleid rührte ihre Seelen, und sie gewährten dem Ritter seine Bitte. Da warf Reinhold sein Schwert weg, und umarmte die Räuber. Nun hab ich des Schwertes nicht mehr unter euch nöthig, rief er auf, denn eure gastfreye Handlung macht euch zu meinen Freunden. —

Die Räuber begleiteten den guten Reinhold bis an den Tannenbaum, wo Ludmilla lag, und wollten die Verwundete zur Verpflegung in ihre Höhle zurücktragen.

Wie war aber Reinhold erstaunt, als er Ludmillen nicht mehr sah. Vergebens durchsuchte er die Wildniß; vergebens rief er, Ludmilla! — Ludmilla war nicht mehr da.

Entsetzen durchdrang Reinholds Herz, als er im Sande die Spuren einer Löwinn fand, und ohnmächtig sank er hin, als ihm einer der Räuber, ein Stück des Kleides überbrachte, das Ludmilla trug, und das blutig und zerfetzt war.

Sie ist hin! schrie er auf, die Geliebte meines Herzens! sie ward zur Beute der grausamen Löwinn. Aber, unsterbliche Gottheit! Reinhold wird ohne Lud-

milla nicht leben; ich will alle die Raubthiere, die diese Wüsteneyen bewohnen, in ihren Höhlen aufsuchen, und mein Arm soll mit Löwenknochen und Tigergerippen diese Einöde übersäen, und Ludmillens Mord an diesen Bestien rächen.

So wüthete Reinhold; vergebens suchten ihn die Räuber zu trösten. Wie ein Rasender eilte er einer Löwenhöhle zu, und so sehr ihn die Räuber von seinem Unternehmen abzuhalten sich bemüheten, so war doch alles vergebens. Mit zerstreuten Haaren und blinkendem Schwerte drang er tief in die unterirdische Höhle. Ein entsetzliches Löwengebrüll und eine heulende Stimme erklärte den Räubern bald die Zuverläßigkeit von Reinholds Untergang; sie beweinten den Jüngling, und nahmen sich vor, sein Andenken zu feyern.

Durch Felsen und Gebüsche, die diese fürchterliche Wüsteney umzingelten, führte ein unbekannter Weg zu einem Einsiedler. Dieser lebte schon seit vielen Jahren abgesondert von allen Menschen in dieser Einöde, und nährte sich mit Wurzeln und Kräutern. Die wunderliche Lage verbarg dem Sterblichen den Zugang zu seiner Wohnung, und schützte diesen Mann wider die ungerechten Verfolgungen der Menschen.

Große Fichtenbäume verbreiteten ihr dunkles Grün über seine Hütte, und eine große Linde umschattete das niedrige Dach, das aus Baumrinden gezimmert war. Zwey Vogelbeerbäume standen an dem Eingange, und Haselstauden umgrenzten den kleinen Garten, der

die Nahrung seinem Eigenthümer gab. Unweit davon rauschte ein Quell von einem Felsen, stürzte sich brausend über Steine hinab, und verlor sich in einem blühenden Thale in schlängelnden Bächen. Seitwärts wölbten sich verschiedene Gesträuche zu angenehmen Lauben, und Amseln und Drosseln baueten in selben ihre Nester.

Gegen Mittag stand eine majestätische Eiche; auf ihr ruhete der Geyer oft aus, wenn er ermüdet von seiner Beute zurückkam, und der Steinadler besah oft von ihren Anhöhen mit seinem durchdringenden Blicke die herumliegenden Thäler.

Gegen Abend ragte aus der Mitte von schwarzen Tannengebüschen eine dürre Eiche empor, und Raubvögel und Raben saßen oft auf den blätterlosen Wipfeln, und schrien ihren rauhen Gesang in die melancholische Gegend hinab.

Gegen Aufgang der Sonne war ein wildes Rosengesträuch, das am Morgen mit Thautropfen behangen, wie geziert mit Diamanten schimmerte; unweit von diesem Gesträuche stand ein Altar auf Felsensteinen gebauet, und am Morgen dampften Wachholdersträuche in majestätischem Rauche auf, und verbreiteten weit umher ihre Gerüche.

Gegen Untergang war unter wilden Jasminen ein Rasen erhöht, auf dem der Einsiedler oft saß, die letzten Strahlen der Sonne empfing, und das Abendroth bewunderte, das die einschlummernde Gegend mit Karmin bemalte. Da, von dieser Anhöhe blickte

er oft in die Entfernung hin auf die offene See, wo das Herwälzen der schäumenden Berge von Wasser, das unaufhörliche Rauschen und Schlagen der tausendmahl tausend Wellen die Majestät der Gottheit verkündigte. Da sah er den Wallfisch, wie er sich im brausenden Meere umkehrte, und wie Ströme von Wasser aus seinem Rachen aufstiegen, und sich wie Säulen von Crystalle im Scheine der Sonne spiegelten.

Zwanzig volle Jahre lebte der Einsiedler in dieser Gegend, und weihte die Stunden seiner Tage den Betrachtungen und dem Gebethe; oft saß er schwermüthig da, stützte sein graues Haupt auf seine Hand, und dachte über die Bosheit der Menschen nach. — Glücklich bin ich! rief er oft aus, der ich wie ein Verstorbener für den lebenden Schwarm der Menschen bin; meine Gegend schließt mich ein wie das Grab, und in allen Welttheilen bin ich vergessen, wie ein Mensch, der in die Erde verscharret ist. Allein, diese Einsamkeit führte mich in den Tempel der Weisheit, und zeigte mir die Wahrheit in ihrem Lichte, die in der Welt weit umher Schatten und Finsternisse umhüllen. — Was ist der Mensch? — Erschaffen zu unendlichen Dingen, an Fähigkeiten gleich einem Engel, und oft wieder durch seine Handlungen niedrig wie ein Wurm, und böse wie eine Schlange. — Seine Seele schwingt sich wie der Adler zu der Sonne, und sein Herz senkt sich in die tiefste Pfütze abscheulicher Leidenschaften. Der Keim seines Glückes liegt in seinem Herzen, und

Bosheit reißt die Wurzel der Tugend aus der Seele, und pflanzet vergiftete Gesträuche des Lasters in die leere Stäte.

Schwach, wie ein Moosrohr, das dem Hauche der Winde weichet, ist der Mensch, und wie ein Schatten und Luftgesicht verschwindet die eingebildete Größe der Sterblichen.

Ungewiß seines Lebens, schwebt der Mensch jede Stunde am Rande des Grabes; und er, der Sklave einer Minute, entwirft Pläne der Ewigkeit!

Sterblich, wie seine Brüder, sucht der Held täglich neue Eroberungen; unter seinem Schwerte sinken sterbende Menschen, und erkaufen mit ihrem Blute größere Umkreise der Erde für den, den einige Schaufeln voll Koth in einem spannenlangen Raume decken werden.

Dieses Wesen, das sich Mensch nennet, ein Sklave der Luft, das Opfer eines giftigen Insekts, mehrern Gebrechlichkeiten unterworfen, und mehrerer Krankheiten Raub, als meine Sinne im Stande sind, Fibern im Nervenbau eines Polyps zu denken; — gebrechlich, wie ein Glas, und schwach, wie eine Seifenblase, die den Strohhalm des Knaben verläßt, in die Luft steigt, und zerplatzet; vorübergehend, wie die Zeit; verschwindend, wie ein Blitz am kühlen Sommerabend; niedrig, wie die Pflanze im Moos; unbedeutend, wie der Staub, den eine Mücke von ihren Flügeln schüttelt; und dieses Wesen unternimmt Tha-

ten zum Untergang seiner Brüder! — Dieses Wesen, das verlöscht, wie eine Rakette, das in die Luft steigt, und kein Zeichen seines Andenkens hinter sich läßt! — So dachte der Einsiedler oft, wenn er am Abend die sinkende Sonne sah, wie sie ihr Antlitz von den Thorheiten der Menschen wandte, und mit Schatten die Werke der Finsterniß deckte.

Heiliger Schauder mitternächtlicher Stunden! senke dich schnell vom Himmel herab, und versetze den tugendhaften Sterblichen in die Gegend der Ruhe, wo er unbehorcht der Gottheit seinen Jammer klagen, und ungesehen Thränen der Menschlichkeit weinen kann!

Ach! wie athmet meine Seele von dem Geräusche der Welt nach den Stunden der Ruhe, wo es ihr vergönnt ist, bey der düsteren Lampe in melancholischen Gedanken lustzuwandeln! Heilige Einsamkeit! auch du bist die Vertraute meines Herzens; deine geräuschlosen Stunden sind wonnevoller als die Festtage der Könige, wo sich oft das Laster in Seide brüstet, und die Tugend in Lumpen betteln gehet! — Es wird Nacht, die Sterne funkeln am Himmel, der Schlaf breitet seinen Fittig weit umher aus, und Könige und Sklaven unterliegen seinem Szepter. Du, der du Gefühl hast, reich mir deine Hand, wandle mit mir in diesen einsamen Stunden herum, und besuche die Ruhestätte der schlafenden Sterblichen! Aber nein, besuche sie nicht! — Du würdest zurückschaudern über die Pläne der Bosheit, die in den Schlafzimmern manches

Bösewichts liegen. Besuche sie nicht die schlafenden Sterblichen! Du könntest den Bösen wieder zu neuen Schandthaten aufwecken. — Danke dem Himmel, daß er ruht! Wenigstens ist die Menschheit einige Stunden vor ihm sicher.

Dem Weisen gab die Gottheit diese Stunden, daß er ungestört heiligen Betrachtungen nachhängen kann, um die Wege der Tugend zu suchen. Der Schlaf fesselt den Arm des Bösewichts, seine Hand streckt sich nun nicht aus nach dem Raub des Gutes einer armen Waise, oder nach dem Vermögen einer trostlosen Witwe. Der Mund des Höflings schweigt; Schmeicheley und Unwahrheit weichen von seinen Lippen, und erwarten die Stunden des Tages, um wieder Besitz von seiner Zunge zu nehmen.

Stille herrscht im Tempel der Gerechtigkeit, und kein Lärm thörichter Sachwalter verdrängt die Stimme der Unschuld, oder erkauft gemiethete Sprüche gewissenloser Richter.

O wie ist es Einem doch so wohl um das Herz, sich sagen zu können: Nun werden doch einige Stunden über wenigere Thorheiten ausgeübt, wenigere Laster vollbracht! Aber wie traurig ist doch auch der Gedanke, daß die Hälfte der Menschen schlafen muß, um dem Tugendhaften Ruhe vor den Anfällen der Bosheit zu gönnen! Doch — was soll meine Ueberlegung? der Morgen grauet schon, und die Menschen werden bald wieder zu bösen Thaten erwachen; uneingedenk,

daß der Tod einst in längerem Schlummer ihren Körper fesseln wird, werden sie Thaten der Bosheit ausüben, als hätten sie keine rächende Gottheit zu fürchten. Edle Schöpfung! wie wirst du entstaltet! Ich will meine Augen von den Schandthaten wenden, die die Sterblichen ausüben, will meinen Einsiedler wieder aufsuchen — unter fürchterlichen Klippen, entfernt von Pallästen, den Aufenthalt der Tugend suchen.

Doch, wo bin ich? Da ist nun die Einöde nicht mehr, wo ich war. Ein dumpfes Gewölbe umgibt mich, meine Schritte gleiten durch einen finstern Gang, eine düstere Lampe verbreitet ihren traurigen Schimmer. Ein abgezehrter, elender Greis siezt hier auf einem Felsenstück; ein Ziegenfell umgibt seine Lenden, und ein langer, eisgrauer Bart umschattet seine Brust. Ein junger, edler Ritter sitzt zu seiner Seite; aufmerksam hört er jedes Wort, das der Alte spricht. Ich will näher treten. Himmel! was seh' ich! — es ist Herman.

Als das Gespenst den Herman in die unterirdische Höhle führte, sprach es zu dem Ritter:

»Dein Muth gefällt mir, junger Held! und dein edles Betragen gab mir Beweise deiner guten Seele. Ich bin weder ein Geist, noch ein Gespenst, sondern ein Mensch, wie du bist. Zwanzig volle Jahre verlebte ich hier, abgesondert von allen Menschen, in dieser Wildniß, um die schrecklichste aller Thaten, die die Menschheit je sah, zu beweinen. Höre mich an!

Ich will dir meine Geschichte erzählen, und bist du fähig, Ruhe in meine kummervolle Seele zu gießen, so will ich dich für einen Engel halten, den die Gottheit mir gesandt hat, mir die Vergebung meiner Sünden anzukünden. Setze dich auf diesen Stein, und höre meine Geschichte!« Der Ritter setzte sich, und mit mitleidiger Hand trocknete er die Thränen aus dem Auge des Greisen, der seinen Blick zum Himmel hob, und nach einer Weile so anfing: »Ich war ein Ritter wie Ihr, und mein Geschlecht ist weit umher berühmt; auf Tugend und Tapferkeit gründete sich der Stolz meiner Ahnen. Als ich noch ein Knabe war, loderte die Begierde nach Ruhm schon in meinem Busen, und Ehrgeitz wurde bald zu meiner herrschenden Leidenschaft. Mein stolzes Herz konnte es nicht ertragen, daß Jünglinge meines Alters auf der Bahn wetteiferten. Jede edle That, die einer meiner Zeitgenossen ausübte, sah ich mit Scheelsucht an, und jeden haßte mein Herz unversöhnlich, der es mir an Muth oder Tapferkeit bevorthun wollte.

Diese unselige Leidenschaft, die sich täglich mit mehrerer Gewalt meiner Seele bemächtigte, war die Ursache meines Unglückes; sie zerstörte meine schönsten Aussichten, und das Glück meiner Tage.

Unweit von meiner Veste lebte ein anderer junger Ritter, den die ganze Gegend wegen seines Muthes verehrte. Er hob Manchen aus dem Sattel, und erkämpfte manches Panier. Das war genug, daß mein Herz ihn wie den ärgsten meiner Feinde haßte. Schon

erwachten in meiner Seele die abscheulichsten Gedanken, schon entwarf mein Herz Plane, schwarz wie die Nacht, zu Horvarts Verderben. Jahre lang brütete mein Geist über die Unthat, ehe ich sie in Ausübung brachte; aber, immer vereitelten mir verschiedene Hindernisse mein Vorhaben, und verzögerten die Vollbringung meines Entschlusses. Es fügte sich endlich gar, daß ich das Liebenswürdigste der Mädchen kennen lernte, und daß eine sanftere Leidenschaft die Oberhand in meinem Herzen erhielt. Ich liebte; und wie die Liebe in meiner Seele zunahm, verminderte sich der Haß gegen Horvart. Ich brachte es so weit, daß ich ihn erst gleichgültig sehen, endlich gar Freund nennen konnte.

Am Tage, an dem ich Ema, denn so hieß meine Geliebte, die Hand gab, war Horvart an meiner Seite, und ein Kuß versiegelte meinen Haß, und ich schwur ihm ewige Versöhnung.

Niemand war glücklicher als ich, nach den Tagen der Hochzeit. Meine Ema war Alles für mich, und alle meine Freuden beschränkten sich auf die Liebe meiner Gattinn.

Die Tage des Glückes rollen für den Sterblichen schneller vorüber, als der Laufwagen eines Ritters rollen könnte, wenn der Preis der Olympiade eine göttliche Schönheit wäre.

Mein Glück, guter Ritter! war von kurzer Dauer.

Acht Monathe lebte ich an Ema's Seite, und Ema gab mir schon Hoffnung, das schönste Geschenk der Liebe mir zu geben: als ein benachbarter Edler einige Ritterspiele gab, und unter Andern auch mich zum Feste bat. Ach! hätte ich meiner Ema gefolgt — hätte ich ihr Flehen gehört, ich würde nicht in den Abgrund des Verderbens gefallen seyn! Geh nicht, Geliebter! sprach sie, und schone deines theuren Lebens! Es ist nun nicht mehr dein; deine Ema, und das Wesen, das ich unter meinem Herzen trage, hat Ansprüche auf dasselbe. Warum willst du unser Glück, einer eingebildeten Ehre wegen, auf die Spitze stellen, und alles das, was deiner Ema theuer ist, der Untreuheit einer Lanze anvertrauen? Bleibe! Aber nein, ich blieb nicht. Mit neuem Feuer glimmte die Flamme des Ehrgeitzes in meinem Busen auf. Ich gab mein Wort, bey dem Ritterspiele zu erscheinen, und konnte es nicht mehr widerrufen. Den Tag will ich ewig nicht vergessen, an dem ich in voller Rüstung vor meiner Ema stand; sie band mir die Schärpe um den Leib, die mir ihre Liebe gestickt hatte, und da sie ihre Arme um mich schlang, rollten Thränen aus ihrem Auge, und netzten meinen Harnisch. Es war Zeit, ich konnte mich nicht länger verweilen; noch einen Kuß meiner Ema, dann sprang ich auf mein Pferd, und eilte spornstreichs dem Ritterfeste zu, wo das Gefecht war.

Viele Edle und Ritter waren da versammelt,

unter Andern auch Horvart. Der Streit fing an, und Horvart erhielt den Preis. Es war kein Ritter, den er nicht aus dem Sattel hob, oder im vollen Rennen vom Pferd stürzte, und keiner war seiner Stärke und Geschicklichkeit gleich. Das war genug für mein neidisches Herz; die alte Feindschaft erwachte wieder in meinem Busen, und ich haßte Horvart stärker als jemahls. Kaum war das Rittergefecht vorüber, so entfernte ich mich, brachte drey Tage lang in einem Walde zu, wartete auf Horvart, und mein Entschluß war, ihn zu morden.

Mittlerweile, als ich wie ein Straßenräuber in Wildnissen herumzog, erwartete mich Ema mit Ungeduld. Den Tag des Ritterfestes feyerte sie mit Fasten und Bethen für ihres Gatten Wohl, und rechnete emsig nach, wann ich wieder kommen sollte.

Zwey Tage, wie ich Alles hernach erfahren habe, wartete sie an der Heerstraße vergebens, und ging am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin. Oft sah sie von Weitem Staub, eilte mit offnen Armen vorwärts, und fand sich immer betrogen; fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon sank die Sonne hinter die Berge, schon war es Abend, als sich ein neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp von Rittern und Reisigen anzog. Ehrenveste Ritter! sagte Ema, verzeiht meiner Neugierde; wo kommt ihr her?

Die Ritter. Edle Dame! wir kommen von dem Rittergefechte, das ein Edler in der Nachbarschaft gab.

Ema. Wer kämpfte am besten?

Die Ritter. Horvart.

Ema. Und mein Gemahl? habt ihr ihn nicht gesehen? ist er verwundet? krank?

Die Ritter. Keines von beyden, edle Frau! Er verließ am Kampftage noch das Fest, und wir glaubten, er würde wieder zu seiner Ema zurück seyn.

Ema war äußerst für mich besorgt; noch denselben Abend suchte sie mich auf, ging bis an Horvarts Veste, und glaubte, mich dort zu finden. Horvart, der im Herzen mein Freund war, und den ich unverdient haßte, nahm Ema mit aller Freundschaft auf, wies ihr ein Zimmer an, ließ sein Pferd satteln, nahm einige Reisige zu sich, und suchte mich die Nacht über auf, ob ich mich vielleicht nicht verirrt hatte.

Ema lag schlaflos in Horvarts Veste, und beschäftigte sich mit meinem Andenken. Mitlerweile schlich ich, der ich von diesem Allen nichts wußte, in Horvarts Burg, und da Alles stille war, näherte ich mich dem Zimmer, wo ich ehevor reden hörte, wo Ema war, und hielt es für Horvarts Schlafgemach. Mit gezücktem Dolche öffnete ich die Thüre; ich hörte eine Stimme, die mich anrief, aber ohne zu überlegen, verblendet durch Rache, stieß ich der Person den Dolch in die Brust, die sich mir näherte. Aber wie schrecklich erwachte ich von meinem Taumel, als ich Ema's Stimme hörte; sie lag im Blut, und Todesröcheln war schon auf ihren Lippen. Meine Verzweiflung war unbeschreib-

lich, und mein Unglück übertraf alle Grenzen, als ich aus ihrem sterbenden Munde noch Horvarts Unschuld hörte. Sie starb. Verzweiflungsvoll verfluchte ich mich, der ich meine Gattinn und mein Kind mordete, und floh in die Tiefe dieser Wildniß, wo ich mich der Zeit über mit Seufzen nährte, und mit Thränen tränkte. Ewig unvergeßlich wird mir der Auftritt der schaudernden Nacht seyn, in der ich die schrecklichste That, die die Menschheit je sah, verübt habe. Noch däucht mir, ich sehe, wie Ema's Schlafgemach vom Monde düster beleuchtet ist; noch däucht mir, ich sehe den schwarzen Schatten, den ein großer Tannenbaum, der außerhalb dem Fenster stand, in die Mitte des Zimmers warf; noch seh' ich Ema in Blut liegen, noch höre ich ihre Stimme: Unseliger! Du tödtest deine Gattinn, und dein Kind.

Ach! wer ist unglücklicher als ich. Ritter? Und kann der Ewige mir meine Lasterthaten verzihen?

Ja, erwiederte Herman, er verzeiht dir, denn er gibt dir deine Ema, und deine Kinder wieder zurück; höre! beuge dich tief zur Erde, und bethe die ewige Vorsicht an!

Deine Ema lebt noch; die Wunde, die du ihr versetztest, war nicht tödtlich; durch Horvarts Sorge wurde sie wieder vollkommen hergestellt, und nach einem Monate gebar sie eine Tochter und einen Sohn, die auch noch leben, und ihren Vater schon oft beweinet haben. Was sagst du mir? sagte der Alte, ist es

ein Traumgesicht, oder Wahrheit? Wahrheit ist's, Wahrheit, denn der dich nun umarmet, der dich nun an seinen Busen drückt, dieser junge Ritter, den du nun vor dir siehst, dem du nun deine Hand auf sein Herz legest; der ist Herman, dein Sohn, der bin ich!

Thränen und Umarmungen waren hier Ausdrücke und Worte, und der Alte konnte sich von seinem Erstaunen kaum erholen.

Mittlerweile, als Herman seinen Vater fand, traf Reinhold seine Ludmilla bey dem Einsiedler an, von dem wir oben erzählten. Durch die Höhle, in die Reinhold sich wagte, führte ein verborgner Weg bis zur Einsiedeley. Reinhold verfolgte die Löwinn, und Ludmilla, die sich von der verfolgenden Bestie zu retten suchte, eilte durch die nämliche Kluft, und schon lag sie ohnmächtig zu Boden; sie würde des Todes gewesen seyn, wenn sie nicht der Einsiedler von den Klauen des Raubthieres gerettet hätte; noch war der Einsiedler beschäftigt, heilenden Balsam, aus Kräutern gepreßt, in Ludmillens Wunden zu gießen, als Reinhold daher kam, und vor Freude, seine Ludmilla gerettet zu finden, dem alten Einsiedler um den Hals fiel, ihn mit Thränen benetzte, und mit Küssen überhäufte. Reinhold erwartete bey dem guten Alten Ludmillens Genesung, die auch bald durch die Sorgfalt und gesunde Lage des Orts vollkommen hergestellet wurde.

Schon bereiteten sie sich zu ihrer Abreise, als auch Herman und sein alter Vater bey dem Einsiedler ein-

trafen. Glück und Freude war in der Hütte, wo Vater und Sohn, Gatte und Geliebte sich fanden. Sie hielten sich noch ganze acht Tage lang in der Gegend auf, und feyerten der Gottheit das Fest ihrer Wiedervereinigung. Nach Umlauf dieser Zeit begleitete sie der Einsiedler, dem alle Wege der Wüsteney bekannt waren, bis auf die Heerstraße; da kehrten sie zurück auf ihre Veste, und überhäuften mit Freuden Hermans Mutter. Ludmillens Hochzeit wurde gefeyert, und Gott segnete noch den alten Herman, und gab ihm die Freude, edle Enkel zu sehen.

•
• •

Unter der Hülle von Mährchen liegt manche wahre Geschichte verborgen, und Gegenden, die wegen Gespenstern verschrieen sind, waren meistentheils Aufenthaltsörter unglücklicher Menschen. Der, der Muth hat, kann manches Räthsel der Natur entdecken, aber wer hat Muth, wahren Muth? Der allein, der wahre Tugend besitzt.

Harwort und Leonore.

Eine Scene aus dem Leben edler Seelen.

Die Sonne endete allmählig den herbstlichen Tag, begrüßte noch mit den letzten Strahlen im röthlichen Glanze die Spitzen des fernen Gebirgs und winkte den Abend herein, als Leonore noch unter der jahrestolzen Linde saß, die vor ihrer Hütte stand, ängstlich die Wiederkunft des Gatten erwartend, der hingegangen war, im nahe gelegenen Städtchen ein kleines Geschäft zu bestellen. Sorglos und unbekannt mit dem Kummer der leidenden Mutter spielten ihre Kinder um sie im Kreise herum, und tändelten sich die bangen Stunden weg, da die zärtliche Gattinn traurig und ahnungsvoll harrte.

Nur Albert, die erste Freude ihrer glücklichen Liebe, schmiegte sich an die Mutter, koste ihre rosigen Wangen, und gab nicht nach zu fragen: Ach! kömmt der Vater nicht bald? — He, Mutter! wann kommt er? — Ach! noch konnte kein tröstlicher Blick den Knaben begnügen, noch sah er die Stirne der Mutter umwölkt, und nun — zum erstenmal quälte sein gutes, schuldloses Herz, das noch kein inneres Leiden gekränkt hatte, Angst und zagendes Sehnen. Albert wein-

te; Leonore drückte ihn an ihren Busen, küßte ihn, und eine heiße Thräne — eine aus den Tausenden, die ihr das feindliche Schicksal ausgepreßt — stürzte aus ihrem Auge. — Armes Kind! seufzte sie, als dich der Himmel mir gab, da waren noch glückliche Tage, und nun — mit mir das Opfer der Verfolgung, der Raub des Unglücks! Was werden noch für schreckliche Leiden deiner warten? —

Schon verbreitete der nachbarliche Mond sein blasses Licht, das ihm die gutthätige Sonne borgt, über die thauende Erde; die Sterne schmückten den blaulichten Himmel, und Harwort kam noch nicht.

Das Jahr älterte bereits gegen den Winter; der rauhe Nord durchstrich mit brausendem Fittige die Lüfte, und ein nächtlicher Frost schauderte über der Erde. Die Kleinen verließen jetzt ihr Spiel und ihre Scherze, von der Kälte verscheucht, und drangen alle in die Mutter mit wimmernden Flehen, zurück in die Stube zu kehren. — So gerne sie auch — die nunmehr des Ungemachs gewohnte Dulderinn — den starrenden Frost gelitten, und da ihren säumenden Harwort erwartet hätte, so verließ sie doch die Linde, und kehrte in die Stube zurück.

Nach einer Stunde kam Harwort, pochte ans Thor, und führte an der Hand einen Mann hinein, der mit schwankenden Tritten seinem Grabe zuzustolpern schien. Todtenblässe hatte sein Gesicht bedeckt;

seine Stirne war mit einem weißen Tuche verbunden, und der rechte Arm gelähmt.

Da, sagte Harwort, hab' ich dir einen Gast gebracht; heiß ihn willkommen: aber vor Allem, liebes Lorchen, sorge, daß wir den Unglücklichen aus seinem Zustande bringen. Du hast doch etwas Essig im Hause, daß wir ihm seine Wunden reinigen? Auch werden wir Ueberschläge brauchen. Sieh nur, was du in Eile zusammenbringst. Und Lorchen, mit einem mitleidigen Blicke auf den Fremden, lief eilig zum Brunnen, und schöpfte erst Wasser, dann brachte sie etwas Wein, und glücklicher Weise fanden sich auch noch in einem Schranke einige Ueberreste der balsamischen Holderblüthe versteckt, die Lorchen zur Nothhülfe verunglückter Menschen sammelte. Nun lief sie der Küche zu, und kochte aus aromatischen Kräutern zertheilende Ueberschläge.

Harwort sah, als Leonore sich entfernte, mit einem vielsprechendem Blicke zum Himmel, und eine Thräne entfiel seinem Auge — unverständlich Allen, die den Fremden nicht kannten und Harworts Geschichte nicht wußten. Albert und Fritze, Franz und Lischen drängten sich um den Vater herum, überhäuften ihn mit Küssen und Liebkosungen, und fragten in die Kreuz und Queere, daß er sich nicht genug hören konnte. Nachdem der erste Strom von Freude sich gänzlich ergossen hatte, zog endlich auch der Fremde ihre Aufmerksamkeit auf sich, der anfangs nur mit einem flüchtigen,

staunenden Blicke besehen wurde. Albert wagte es, der erste, ihn näher zu betrachten, und als er ihn so übel zugerichtet sah, fragte er ihn: Bist du gefallen, Herr? — Das wird dir wohl recht wehe thun? —

Mittlerweile nahm Harwort dem Fremden die Binde von der Stirne, wusch und salbte ihm seine Wunden. Nun wollte er ihn auch entkleiden; aber der Arm war unterdessen schon so sehr angeschwollen, daß man den Ermel vom Rocke schneiden mußte. Jetzt kam auch Lorchen, und Beyde bemühten sich zur Hilfe des Kranken. Er sprach wenig, und was er redete, waren Ausdrücke des Schmerzes, Staunen über seinen Zustand und des ihm unbekannten Orts und der Leute, die er um ihn beschäftigt sah; denn in der ersten Betäubung wußte er von Allem nichts, was mit ihm geschah und jetzt noch waren seine zerrütteten Sinne keines klaren Begriffes fähig.

Man legte ihn in ein schlechtes Bette, das einzige, das für die Unglücklichen Ruhestätte war, um ihm einige Erholung zu verschaffen.

Während dem war Lorchen an Harworts Seite, erzählte ihm, wie bange ihr sein langes Ausbleiben gemacht hätte, und nach Diesem war das Erste, ihn zu fragen, wer denn der Fremde sey? wie ihm dieß Unglück begegnet, und wie Harwort ihn angetroffen habe?

Seinen Namen kann ich dir noch nicht sagen,

erwiederte Harwort, aber das Uebrige will ich dir alles erzählen

Ich wurde wider Verhoffen in Pinau so lange aufgehalten, daß ich erst gegen Abend auf den Weg kam, doch war mir's nicht leid, denn mein Gewerbe ging glücklicher, als ich gehofft; allein Das ein andermahl. Ich eilte so viel ich konnte, von Freude und Liebe gespornt, und als ich so bis gegen eine Viertelstunde näher kam, da hörte ich in der Ferne von etwa hundert Schritten im sausenden Galopp über Stein und Stock reiten; ich sah mich darnach um, und kaum — da wollte der Reiter über den tiefen Graben, der zwischen den Feldern und der Heerstraße liegt; das Pferd stürzte, und weg aus den Augen war Pferd und Mann, als hätte sie die Erde verschlungen. Ich eilte hinzu, und fand den Unglücklichen leblos auf der Mähre liegen, die zum Glück alle Viere wie todt von sich streckte, daß ich sicher zu Hülfe kommen, und ihn aus dem Graben ziehen konnte. Das Blut floß ihm in großen Strömen aus Mund und Nase und den Wunden, die er sich in die Stirne gefallen hatte. Ich führte ihn zu dem nächsten Bächlein, das uns auf dem Wege aufstieß, wusch ihm da seine Wunden, so gut als es die Eile litt, und trachtete damit aus allen Kräften nach Hause. Aber die etlichen Schritte machte er mir so bang, daß mir der Schweiß Alles durchweichte. Er sank von einer Ohnmacht in die andere, und ich dachte nicht,

ihn lebendig unter Dach zu bringen. Den kurzen Weg haben wir in länger als einer Stunde gemacht.

Lieber Gott! rief Lorchen: der arme Mann! Vielleicht harret seiner auch ein liebendes Weib zu Hause; wie wird sich die grämen! vielleicht hat er auch Kinder! — Ach! wie glücklich bin ich noch, daß ich dich wieder habe — gesund: Wie elend wären wir jetzt! Aber was wollen wir weiter mit ihm machen? Wir können ihn nicht pflegen; unsere Thränen heilen ihn nicht, und sein Zustand bedarf mehr eines Arztes, als des unthätigen Mitleids.

Das ist freylich das Nothwendigste, versetzte Harwort; ich werde also morgen mit Tages Anbruch einen Wundarzt holen, und ihn gleichwohl hinbringen lassen, wohin er selbst begehrt.

Gutes Lorchen! Wie wunderlich, wie unbegreiflich irre doch die Wege sind, auf denen die Vorsicht die Menschen führt! — Der Mann hat wohl in seinem Leben nicht gedacht, daß er einst in dieser Hütte übernachten wolle — bey uns, und doch — doch muß er. Auch wir hätten uns den Gast wohl nie vermuthet.

Nie, versetzte Lorchen, am wenigsten in dieser traurigen Lage nicht.

Lorchen! Wie gerne läßt sich unser Herz, das so viel Raum für Schmeicheleyen hat, durch liebliche Täuschungen hintergehen! — Wir sind gerührt, wir bemitleiden, wir weinen Zähren der zärtlichsten Theilnahme, — und das oft so mechanisch — bloß eine nothwendige

Wirkung der äußerlichen Eindrücke auf unsere Sinne. Noch leidet dein Herz beym Anblicke dieses verunglückten Fremden, noch ist er dir werth; wie aber, wenn er ein Bösewicht wäre? — Setzen wir den Fall, du kenntest ihn, und es wäre einer unserer Feinde — der Stifter unserer Müheseligkeiten, würde dein Herz nicht vor ihm zurückbeben? — Würde der bemitleidete Unglückliche nicht ein Scheusal in Deinen Augen werden? —

Lorchen. Und wenn er es ist, Harwort, nein! — Er ist unglücklich, und ist der Unglückliche nicht einer Menschenthräne werth? Er bedarf unserer Hilfe; wir können sie ihm nicht versagen, und sollte sein Herz des schwärzesten Undankes schuldig seyn. Du sagtest mir ja selbst oft bey manchen Gelegenheiten: man müsse wohl das Laster hassen, aber den Menschen nie, und verwünschtest selbst das schändliche Vorurtheil des größern Haufen. Seinen Feinden verzeihen, sie lieben, ihnen Gutes thun, ist ja eine göttliche Lehre.

Harwort. Treffliches Weib! laß dich umarmen! Verzeih! Es war nicht Mißtrauen in' deine Tugend; ich kenne dein Herz; aber ich wollte dich doch vorbereiten. So höre denn, und hebe deinen Blick zum Ewigen auf, und bethe staunend seine Vorsicht an!

Der unglückliche Fremde ist — Frenthof.

Lorchen. Frenthof! — Gott im Himmel! — Frenthof! —

Leonore stieß den Nahmen Frenthof mit einem so heftigen Schrey aus, daß dieser aus seinem Todesschlummer erwachte. — Mit starrem Auge blickte er in der Stube herum, und starrte die Gegenstände unbeweglich an, die ihn rings umgaben. Er traute seinen Sinnen nicht, und hielt Alles für ein Zauberbild der erhitzten Phantasie; denn sein Auge war nicht gewohnt auf den traurigen Zeugnissen der Armuth und des Unglücks zu ruhen.

Harwort trat hinzu, und fragte ihn: Wie befinden Sie sich? — Sehr schlecht, matt; und ach — mein Kopf — mein Kopf! — Aber — Gott! wo bin ich? Wer seyd Ihr?

Fürchten Sie nichts; Sie sind in freundlichen Händen.

Bin ich nicht gefallen?

Sie sind mit dem Pferde gestürzt.

Ach ja! gestürzt. Wo ist es?

Ich glaube, es ist todt. Doch die Mähre mag liegen bleiben, bis es Tag wird, weil nur Sie gerettet sind.

Guter Mann! wer seyd Ihr?

Ein armer Mann. Doch reicher als Sie, denn mir fehlt nichts.

Euren Nahmen, Freund!

Beruhigen Sie sich; das viele Reden erschöpft Ihre Kräfte vollends.

O nennt mir ihn!

Warten Sie, bis mich die Sonne Ihnen nennt, und indessen sammeln Sie Ihre verlornen Kräfte wieder.

Das Anstrengen zum Reden hatte ihn in eine neue Mattigkeit geworfen, darauf er in einen sanften, erquickenden Schlummer fiel.

So lag er, bis der Tag in vollem Glanze von Osten herauf stieg, und seine goldenen Strahlen das noch graue Dunkel der Morgendämmerung durchbrachen. Die Sonne zog die Nebeldecke auf, die die Nacht über die Erde verbreitet hatte, und der herrlichste Morgen weckte die Vögel zum fröhlichen Sange, den Landmann zum Pflug, und jedes Geschöpf zu den Geschäften des Tages. Auch Frenthof erwachte, und das Tageslicht entdeckte ihm nun mit einem Blicke seine traurige Lage. Harwort trat zu ihm, und reichte ihm freundlich seine biedere Rechte. Noch war ihm sein Wohlthäter unbekannt; er drang also von Neuem in ihn, sich ihm zu entdecken. Freund! sagte er, schenkt mir zum Ueberfluß des Guten, daß Ihr an mir thut, auch noch die Wonne, meinen Retter, meinen Wohlthäter zu kennen. Eure Umstände lassen mich hoffen, daß Euch mein Dank nicht unwillkommen seyn kann. Nicht des Dankes wegen, mein Herr, erwiederte Harwort; ich fordere keinen; ich habe — verzeihen Sie mir den Ausdruck — auf allen Dank von Menschen Verzicht gethan. Aber wenn Sie es wollen, wenn mein Nahme Ihr Ohr nicht beleidigt, — Harwort ist Ihr Freund.

Harwort! — Harwort! — schrie Frenthof, daß das ganze Häuschen von dem fürchterlichen Namen erscholl, und sank sinnlos auf sein Lager hin. Harwort erschrack heftig, und Lorchen eilte in voller Hast herbey, und schlug die Hände zusammen. Ach Lieber! rief sie, was hast du gethan! Dein Name donnerte das Fünkchen Leben in ihm noch ganz zu Boden. Laß uns Hülfe versuchen. Leonore und Harwort arbeiteten mit vereinigten Kräften, Frenthof wieder ins Leben zu bringen, und es gelang ihnen auch. Harwort achtete es aber für besser, sich seinem Blicke eine Weile zu entziehen, und eilte nach Pinau, um den Arzt zu hohlen.

Mittlerweile kam Harwort mit dem Arzte. Frenthoft hatte sich unterdessen wieder erhohlt, und der Arzt versicherte, daß es gar keine Gefahr habe, und die Genesung in wenigen Tagen erfolgen müßte.

Nun nahm Frenthof seinen Wohlthäter bey der Hand, und rief im schmerzlichsten Tone aus: Harwort! Harwort! mein Verbrechen an Ihnen ist abscheulich; aber Ihre Tugend macht mich ganz zum Ungeheuer. Die wüthendste Rache würde mir minder schmerzlich seyn. Lassen Sie es gut seyn! versetzte Harwort; was geschehen ist, habe ich als eine Fügung des Himmels angenommen, und — Gott weiß es — nie fluchte Ihnen mein Herz. Aber ich wünschte Sie ruhiger zu sehen, um Ihnen, bevor Sie mich verlassen, noch eine Freude machen zu können. Hier nahm er

Franzen, den Kleinen, der immer unter Harworts Familie als ein Mitglied derselben betrachtet lebte, bey der Hand, und führte ihn Frenthof, seinem Vater, zu. Er ist Ihr Sohn, fuhr Harwort fort; der Himmel vertraute ihn meinem Herzen an, und als ein Geschenk desselben war er mir immer theuer; er war der Vaterliebe werth, wie meine eigenen Kinder. Wer mag Gefühle dieser Art beschreiben? Schmerz und Freude theilten die Thränen unter sich, die sich häufig aus Frenthofs Augen ergoßen. Stumm war die ganze Scene; aber ihre Seelen drückten sich beredter in Mienen und Geberden aus, als ein Wortstrom des größten Redners.

O wie glücklich wäre ich jetzt, rief Frenthof nach einer Pause, wenn mir mein Herz keinen Vorwurf machte, wenn ich nicht von dem Wohlthaten annehmen dürfte, dem ich Glück und Ruhe geraubt habe!

Frenthof war noch zu schwach, um weiter reden zu können. Er erlag dem mächtigen Drange seines Herzens, das von den heftigsten Empfindungen schwoll.

*

* *

Frenthof hatte kein böses Herz; aber sehr schwach, der blendenden Verführung zu widerstehen. Er und Harwort waren ehemahls Beyde am Hofe, und hatten sich die Gnade des Fürsten und die Achtung des Publikums durch ihre Verdienste in einem hohen Grade erworben. Beyder Glück stand unerschütterlich, wenn

nicht Frenthof's Gattinn durch Leichtsinn und Ausschweifungen, die ansehnliche Summen kosteten, selbst ihren Fall befördert hätte; und Frenthof, zu schwach, um den Thränen eines Weibes zu widerstehen, zu ausschweifend in seiner Liebe, ihrer Verschwendung mehr als zärtliche Vorwürfe entgegen zu setzen, fand sich endlich auf's Äußerste gebracht. Seine reichen Freunde, die er in der Ferne hatte, unterstützten ihn öfters; allein, von den vielen Erpressungen ermüdet, versagten sie ihm jetzt allen Beystand. Nun nahm Frenthof zu den niedrigsten Mitteln seine Zuflucht, und Harwort, unbekannt mit der Schuld, mußte für den Verbrecher büßen, der sich und seine Familie nicht anders mehr, als durch eine schändliche Kabale in Sicherheit setzen konnte. Allein noch immer fuhr Frenthofs Gattinn fort in ihren Ausschweifungen; noch immer war Frenthof schwach, und sah sich von Tag zu Tag seinem Sturze näher. Und der schreckliche Zeitpunkt kam wieder, wo Frenthof seine Gläubiger befriedigen, und die entfremdeten Gelder, die der Staat ihm anvertrauet, ersetzen sollte; aber Harwort war nicht mehr, und alle Quellen waren versiegt. Frenthof entfloh, und 3 Jahre schleppte er die Schande und das marternde Bewußtseyn seines Verbrechens im Elende herum. Mittlerweile starb seine Gattinn, die nirgends Erbarmen fand, in dem jämmerlichsten Zustande. Harwort nahm sich des kleinen Kindes an, das allein der Gefährte ihres Elen-

des war, dem nun das grausamste Schicksal drohete, und theilte es in seine Familie ein.

Während der Zeit gewann Frenthof das Herz seiner Verwandten wieder, und eine ansehnliche Erbschaft setzte ihn in den Stand, sich den Schaden, der durch seine begangene Untreue entstand, zu ersetzen, und sich neuerdings Ansehen und Kredit zu erwerben. Es waren bereits erst einige Wochen, daß er in der Hauptstadt erschien, wo ihm wieder eine ansehnliche Bedienstung gegeben wurde, als ihn der Zufall in des unglücklichen Harworts Haus führte.

Frenthof, als er gänzlich genesen war, warf sich vor den Thron des Fürsten, und bekannte da sein Verbrechen, das er an Harwort begangen, und both sich mit all seinem Vermögen zur Genugthuung für Harwort an. Die Geschichte rührte das gute Herz des Fürsten, daß er dem unglücklichen Verbrecher verzieh, doch weniger seinetwegen als um Harworts Tugend verzieh; denn Harwort, der vor den Fürsten gerufen wurde, Belohnung für seine Tugend zu empfangen, machte sich Frenthofs Gnade zur einzigen Bedingung, unter welcher er sein neues Glück aus der Hand des großen Fürsten annehmen wollte.

Valentour,

oder die Macht der Erziehung über das Herz.

Valentour lebte am Hofe. In dem bunten Gewühle von so vielerley Menschen, Schurken, Weisen, und Narren; im Cirkus der unzähligen sich stets kreuzenden Interessen, wo jeder mit freyem Ziegel nach seinem Ziele rennt; auf diesem Schauplatze der menschlichen Charaktere, wo sich alle Leidenschaften des Menschen und ihre Masken zeigen, lernte Valentour den Menschen, die Welt und den Gang der Dinge kennen. Sein geübter Blick durchdrang die innersten Tiefen des menschlichen Herzens, und die Sprache der Seelen, die sich dem Lesekundigen mit unverkennbaren Buchstaben auf die Stirne zeichnet, war ihm verständlich, wie die Sprache seines Landes. So bewies er dem finstern, weltscheuen Philosophen, daß sich der Mensch immer sicherer unter den Menschen studiert, als in der einsamen Hütte, oder im Dachstübchen bey der düsteren Lampe, wo der Philosoph nur denkt, und nicht sieht, den Gang des menschlichen Herzens nach seinem eigenen beurtheilt, und dabey die tausendmahl tausend Nüanzen der Charaktere aus dem Auge verliert; sich die Welt nach dem engen Kreise seiner Bedürfnisse, und dem

Wahne seiner Phantasie denkt. Man muß in der Welt seyn, um die Welt kennen zu wollen; man muß dem Menschen zur Seite leben, um mit ihm gekannt zu werden, so, wie man selbst muß gelitten haben, um an seines Bruders Leiden wahre, kräftige Theilnahme fühlen zu können.

Valentour hatte ein gutes Herz und einen erhabenen großen Geist. Großmuth und der Geist der strengsten Gerechtigkeit zeichneten alle seine Handlungen aus, und machten ihn seiner großen Ahnen würdig. Herablassend und gefällig gegen Jedermann, nahm er Aller Herzen ein, die sich ihm naheten; seine Dienstfertigkeit sammelte ihm einen Zirkel von Freunden, die der Stolz Anderer verscheucht hatte, und da er sich wenigen zu verbinden suchte, aus Klugheit Keinem sein volles Vertrauen schenkte, wurden sie ihm auch niemahls lästig, nie nachtheilig. Edle liebten ihn, und die den Schalk im Herzen trugen, fürchteten ihn, weil er sich nie einer ihrer niedrigen Handlungen mitschuldig machte. Er kannte die Hoftücke, die vielköpfige Kabale, den Neid und den Stolz; wußte die krummen und finstern Schleichwege, auf denen alle die Ungeheuer kriechen, die der Leidenschaften Kinder sind; aber sein Herz blieb vorwurffrey, und er sah, kannte, wußte alles Dieß nur, um sich vor den Angriffen der Bosheit zur Gegenwehr zu setzen, um die Minen zu fliehen, die man dem ehrlichen Manne gräbt. Traurig genug,

daß uns die Kenntniß der Laster eben so nothwendig gemacht wird, als jene der Tugenden! —

Wie konnte es einem so edlen, einsichtsvollen Manne fehlen, daß er sich nicht nach dem Tode der Welt in seinem Ebenbilde ganz hinterlassen sollte. Sein Sohn, damahls ein Knabe von 6 Jahren, hatte alle die Vorzüge des Herzens und des Geistes, die die Größe seines Vaters bestimmten, von ihm geerbt; aber auch seine Schwächen nahm er mit in die Welt. Sein feuriges Temperament, rasche, auffahrende Hitze, und den damit unzertrennlich verbundenen Hang zu Wollüsten, alle diese gefährlichen Gaben der Natur waren ihm angeboren, die ihn ohne eine weise Erziehung gewiß zum abscheulichsten Ungeheuer gemacht hätten.

Die Bildung seines Sohnes war nun Valentours vorzüglichstes Augenmerk. —

Er entdeckte bald in dem Kinde die Keime des Lasters, und zitternd dachte er der Wahl dieses seltnen Mannes nach, der den Sprößling zum künftigen Manne, zum Gatten, Vater, Bürger und Diener des Königs bilden sollte. Er kannte die Sorglosigkeit und Herzensleere des größten Theils dieser Leute zu gut, die sich Hofmeister nennen; die, nicht Vater, nicht Gatte, selten Vaterlandsbürger — oft aus der gesellschaftlichen Kette ausgerissene Glieder — der väterlichen, häuslichen Sorgen, der bürgerlichen Pflichten, der Vaterlandsliebe ganz unerfahren sind; er kannte ihre Unwissenheit außer einigen Schulwissenschaften, ihre

unlautern Gründe, die sie zu diesem Geschäfte bewegen, und oft die Niedrigkeit ihres Charakters zu wohl, als daß er nicht bey dem großen Wagestück hätte zittern sollen, sein Kind, das Kostbarste, was an dem Herzen des Vaters hängt, einem Miethlinge zu vertrauen.

Die Hauptstadt, in die sich alles müßige unnütze Volk drängt, wimmelte von einer unzähligen Menge dieser Leute, die um Geld zur Hälfte Vater seyn wollen. Und — o wer zählt alle die geheimen Wege, die Armuth, und Eigennutz ausfindig gemacht haben, sich zu Brot zu schwingen! Hier hat sich Einer das Vertrauen einer ehrwürdigen Matrone erheuchelt, die ihn dann überall empfiehlt; da trägt das Kammermädchen den künftigen Hofmeister in ihrer Schürze zur gnädigen Frau, welcher ihr schläfriger Mann die Wahl aller Domestiken, folglich auch des Hofmeisters, aus Gemächlichkeitsliebe überläßt; Jener dringt durch Kabale in die Kinderstube, Dieser durch Dienstfertigkeit, oder irgend ein Talent, das ihn bey der schönen Welt empfiehlt. Er tanzt schön, kann Musik, schwätzt allerliebst in Gesellschaften, und faselt zum Entzücken, und so vielerley Geschicklichkeiten mehr. Einige danken ihr Glück Mätressen und Buhlerinnen; Andere der Verwandtschaft mit dem Kutscher oder Kammerdiener, der so eben des gnädigen Herrn Günstling oder — Spießgesell ist. Die Wenigsten unterziehen sich aus Beruf dieser schweren Bürde.

Valentour erkundigte sich um einen würdigen Mann, und setzte ihm nebst Tafel und Wohnung 1200 Gulden lebenslänglichen Gehalt aus.

Das Geld lockte den ganzen Schwarm feiler Menschen herbey; täglich wurde seine Schwelle überlaufen, und Bittschriften und Empfehlungen wurden ihm zu hunderten aufgedrungen. Wenn Valentour, der unaufhörlichen Plage müde, dem Portier Befehl gab, Niemanden mehr mit diesem Gesuche bey ihm zu melden, so durfte er es kaum wagen, sich auf den Gassen sehen zu lassen. Aus jeder Ecke schlüpfte ein Kandidat hervor, machte seinen unterthänigsten Bückling, und feilschte sich da mit nicht weniger Erniedrigung aus, als immer ein brotloser Bursche um die Liverey bitten kann.

Auch jene, die schon in andern Häusern Informatorsstelle vertraten, suchten bey Valentour unterzukommen — weil Valentour zwölfhundert Gulden gab.

Die Menge der Kompetenten vermehrte seine Furcht bey diesem gefährlichen Schritte nur noch mehr, und erschwerte ihm die Wahl aufs Äußerste. Das Klügste, was er dabey thun konnte, war, von Allen — keinen zu nehmen.

Wie! rief Valentour aus; welche Begriffe müssen sich die Leute von der Erziehung machen! — Ich kann aus der Menge sicher schließen, daß sie sich ihr Stück Brot nicht besser und leichter als auf diese Art zu verdienen glauben.

Nein! eher will ich mein Kind noch einem ehrlichen Landschulmeister zuschicken, als diesen feilen, niedrigen Geschöpfen preisgeben.

Endlich fand sich doch ein Mann, der Valentours Wünschen ganz zu entsprechen schien. St. Luce lebte in einem abgesonderten Theile der Stadt, vom mißlichen Glücke und von der Verfolgung ganz aus der Welt in den engen Kreis seines Selbst zurückgewiesen. Er lehrte ehemals die Moral in seinem Vaterlande; aber durch die Intrique eines Rivalen wurde er bald wieder vom Katheder verscheucht. Valentour lernte ihn durch eine Schrift von der Erziehung, die ihm zufälliger Weise in die Hände kam, kennen, durch die St. Luce sein volles Vertrauen gewann. Wie glücklich schätzte sich nicht Valentour, endlich den würdigen Freund gefunden zu haben, den sein Herz bereits vergebens gewunschen zu haben schien. St. Luce besaß ausgebreitete Kenntnisse; in keiner Wissenschaft Fremdling, mit den bildenden Künsten bekannt, in Sprache und Völkerkunde bewandert, und von einem untadelhaften Charakter, schien er alle Erwartung zu übertreffen.

Sein Äußeres war wenig einnehmend, und zeigte gar nicht den Mann von Welt; seine Stirne war immer umwölkt, und ein gewisses mürrisches Wesen schien alle gesellige Freude aus seinem Herzen gebannt zu haben. Allein Alles das sah man gern als eine Folge seiner traurigen Schicksale an, und hoffte durch Verbesserung seines Glücks seinen Geist wieder auf-

zuheitern. Indessen blieb er doch in Rücksicht seiner übrigen Vorzüge unter Unzähligen der Einzige.

Der rege Geist des Menschen, dem eine Welt nicht Raum genug hat, wie sollte er in dem engen Zimmer, worin der junge Valentour immer eingeschlossen wurde, sich beruhiget haben? Dazu das tägliche Einerley der Geschäfte, — ja auch der Erhohlungen, was St. Luce aus einem nicht allzurichtigen Begriffe Ordnung nannte, mußten den Knaben manchmal zu kleinen Auswegen aus seinem Geleise reitzen.

Das stets ernste, pädagogische Betragen seines Lehrers machte, daß er in ihm mehr den Hofmeister fürchtete, als den vertraulichen Freund liebte.

Valentour bemerkte dieß eher als St. Luce, und sah gleich die Gefahr ein, der sein Sohn bey dieser Lebensart ausgesetzt war.

Er erlaubte ihm daher öfters kleine Zerstreuungen, verstattete ihm den Zutritt in Gesellschaften, und wählte ihm aus der edlern Klasse des Adels einige Gespielen, um so den Jungen mit Welt und Menschen bekannt zu machen, und seinen Geist zu beschäftigen.

Wirklich war dieß der einzige sichere Weg, den Valentour einschlagen konnte, und der Vater fand seine Absicht ganz erreicht.

St. Luce war aber damit minder zufrieden. Die Gesellschaft besteht nicht aus guten Menschen allein, sagte er, auch Ungesittete befinden sich darunter, und das versteht sich vom Knaben bis zum Manne; was er also

auf einer Seite gewinnt, wird er auf der andern verlieren. Er wird Menschen kennen lernen, er wird sich mit Anstand in einer Gesellschaft zeigen lernen; aber jezt, in dem Alter, allen Eindrücken offen, wird er auch die Thorheiten des vergoldeten Haufens auffangen; vielleicht auch das Laster, das seine Diener überallhin begleitet, und, so glänzend es sich von Außen zeigt, blenden muß — auch das Laster wird er lieb gewinnen.

Grundsätze müssen also zuvor sein Herz inne haben, um der Thorheit und dem Laster den Eingang zu wehren.

Auf diese Art, versezte Valentour, müssen Sie ihn ganz von Menschen und Welt entfernt halten; wie ist das möglich?

St. Luce. Das wohl nicht. Aber mit so Wenigen in Gesellschaft als seyn kann. Und die Welt, däucht mich, läßt sich am besten und ohne Gefahr in der Geschichte zeigen.

Valentour. Nu! war die Vorwelt besser als unsere? finden Sie nicht in der Geschichte gute und böse Menschen untereinander? So wie Sie darin Beyspiele von den schönsten Tugenden finden, so treffen Sie im Gegentheil wieder die schändlichsten Bubenstücke an.

St. Luce. Das verschlägt mich nicht. Die Geschichte ist eine Bühne, die uns mit einem Blicke die Tugend und das Laster zeigt; wir sehen auf einmal den schrecklichen Abstand zwischen Beyden, und unser

Herz läuft die Gefahr nicht dabey, verdorben zu werden, der es dann, ausgesetzt ist, wenn wir die Welt durch die Welt selbst kennen lernen müssen.

Valentour. Aber läuft er nicht Gefahr, da er Alles, Gutes und Böses vor sich sieht, so oft die Tugend fallen, und das Laster steigen sieht, daß ihn Beyspiele des Bösen mehr reitzen, als jene des Guten? Er ist ehrgeitzig, zum Beyspiel, findet er nicht tausend Siege des Stolzes, die seinem Ehrgeitze schmeicheln?

St. Luce. Das ist nun mein Thun, ihm das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden; ihn vor dem Betrug zu warnen, den der äußere Schein der Dinge ihm droht.

Valentour. Nun, mein Herr! habe ich Sie, wo ich Sie haben wollte. Der Mensch braucht einen Führer; ihn sucht' ich an Ihnen für meinen Sohn, und hoffe, ihn gefunden zu haben. Er wird unbeschädigt an der Hand seines Mentors sich durch die Gefahren der Welt drängen; er wird Thorheiten sehen, und wenn Sie ihm zeigen, daß es Thorheiten sind, wird der falsche Schimmer ein Herz nicht mehr bestechen können; er wird das Laster verabscheuen, weil Sie ihm den Werth der Tugend reitzender gemacht haben. Dann verbinden Sie die Geschichte damit, und Sie können Ihren Zweck nicht verfehlen. Die Geschichte allein, ohne praktischen Umgang mit der Welt, ist nicht nur unzureichend, sondern sogar schädlich. Sie führet den Menschen in eine Welt, die nicht mehr die unsrige ist; macht ihn mit tod=

ten Leuten bekannt, und wir leben unter Lebenden, und so bleibt der Mensch bey der tiefsten historischen Einsicht Kind in der gegenwärtigen Welt.

St. Luce, zu sehr in sein System vertieft, das das Resultat jahrelangen Studiums war, zu starrsinnig und stolz, sich belehren zu lassen, widersprach Alles mit Hitze, und würde um Alles in der Welt seine Meinung nicht verlassen haben. Valentour entdeckte mit bitterstem Verdruße die schwache Seite des Mannes, wovon er für die Erziehung seines Sohnes die nachtheiligsten Folgen voraussah. Er schwieg, aber ohne dabey seine Absicht zu vergessen. Er selbst verband sich, die Lücke zu ersetzen, die er in St. Luce fand, und schmeichelte sich um so mehr, den Hofmeister nach und nach auf seine Seite zu bringen, wenn er wider Verhoffen den glücklichen Erfolg von seiner Bemühung sehen würde.

Allein diese Lücke wurde verstopft, und eine andere öffnete sich wieder. Valentour entdeckte sie mit Schaudern. Es ist einer der gefährlichsten Fehler für den Charakter des Zöglings, und kein Mittel fand sich, ihn zu heben.

St. Luce ward, wie gesagt, von dem Drucke des Schicksals und der Menschen sehr mißmuthig gemacht, davon ihm noch öftere Anfälle von böser Laune übrig blieben, wo es ihm unmöglich war, seinen Trübsinn zu verhüllen. Diese Lage war für seine dermahligen Berufsgeschäfte sehr traurig; denn sein Charakter war

dem des jungen Valentour gerade entgegen gesetzt, und nothwendig mußten also Beyde öfters in Kollision kommen.

Die kleinste Ausschweifung des Knaben zog eine ernste Sittenrede nach sich, und das Verbot irgend eines unschuldigen Vergnügens, das von der Willkühr des Hofmeisters abhing.

Wie konnte das lange dem forschenden Auge des Vaters entwischen, der den Lehrer und Zögling immer mit gleicher Wachsamkeit beobachtete. Die Folge entdeckte diesen Umstand selbst. Das Zutrauen, das freye offene Betragen des jungen Valentour gegen seinen Lehrer verlor sich bald in sklavische Furcht, und diese — macht Heuchler. Der Knabe, den finstern Blicken und Vorwürfen seines mürrischen Hofmeisters zu entgehen, spielte seine Sächelchen geheim, und die Furcht lehrte ihn List und Betrug.

Valentour hatte in wenigen Tagen mehrere dieser Entdeckungen gemacht, und den Grund davon hatte er sich leicht entziffert.

Schrecklicheres hätte ihm nicht begegnen können; er war aufs Äußerste gebracht. Er theilte seine Erfahrung dem St. Luce mit, machte ihm bittere Vorwürfe, und beschloß, so schwer es ihm auch ankommen sollte, bey der Last seiner Geschäfte selbst seinen Sohn zu erziehen. Er entließ den St. Luce seines Geschäftes, und behielt ihn als Freund bey. St. Luce! sagte er, Sie sind ein würdiger, trefflicher Mann. Sie sind liebenswürdig Ihrer Rechtschaffenheit, Ihrer Einsichten

wegen: aber zum Erzieher sind Sie verdorben worden. Sie schreiben trefflich von der Erziehung, das ist die Folge ihres Studiums; aber selbst Erziehen, lassen Sie ja niemahls mehr ihre Sache seyn. Ich versichere Ihnen hiemit, daß Sie den ausgesprochenen Gehalt beybehalten sollen, und daß ich, so lange ich lebe, selbst meines Sohnes Hofmeister seyn werde.

Edler Mann! wie Wenige verdienen, so wie Valentour im ganzen Wortverstande, Vater genannt zu werden! Wie Wenige kennen die Heiligkeit ihrer Pflichten, die hohe Würde ihres Charakters! — Wie Viele gibt es nicht, deren ganzer Begriff von Erziehung sich auf das Wort Erhaltung einschränkt; und wenn sie Lesen und Schreiben und etwa die Erlernung einer Brotkunst dazurechnen, dann glauben sie nicht mehr, daß ihnen noch was übrig bleiben könnte. Dann sind sie stolz, sich sagen zu könnnen: ich hab' dich erzogen! unter meinen Händen bist du groß geworden! Ach, wißt doch: *Besser nicht seyn, als werden ohne Bildung.*

Valentour richtete bey der Erziehung seines Sohnes sein vorzüglichstes Augenmerk dahin, das Vertrauen des Kindes zu gewinnen, und das Herz desselben so enge an seines anzuschließen, daß keine Lücke zwischen Beyden statt haben konnte. Und wie leicht war ihm dieses nicht? Er begegnete ihm sanft, und vermied, so viel möglich, mit rauhen Vorwürfen ihn von sich zu scheuchen; kein Vergnügen, keine kleine Wohl=

that konnte der Knabe genießen, die er nicht aus des Vaters Hand ihm reichen sah, und Strafen — schicklich und selten angebracht — waren immer so, daß sie nie als eine Folge des Zornes schienen, sondern immer als nothwendig aus dem Vergehen selbst entspringend mußten angesehen werden, so daß der Knabe Beydes, Verbrechen und Strafe, als sein Werk betrachtete. Dem Umgange der Domestiken entzog er ihn so viel als möglich, und in Künsten und Wissenschaften hatte er ihm kluge und rechtschaffene Männer gewählt, die nebst der Geschicklichkeit in ihrem Fache auch Sitte und Wohlstand besaßen, und fest an die Vorschrift des Vaters gebunden waren. Valentour, der den thierischen und moralischen Menschen und das Verhältniß unter Beyden kannte, erreichte spielend seine Absicht. Er ging der Natur nach, und vermied alle andern Nebenwege, von Systemen und Methoden dem schüchternen und trägen Kopfe eröffnet. Auf dieser Bahn waren ihm alle die pädagogischen Hilfsmittel entbehrlich, die gegenwärtig so reichlich, und doch mit so wenig Erfolg, an Aeltern und Kinder ausgespendet werden. Aus seinem guten Herzen flammte die zärtlichste Liebe, die nie an seinem Liebling ermüdete; und sein großer, vorurtheilfeyer Geist zeigte ihm die Wahrheit, und ließ das Herz nicht überschwenglich werden. Der unerschöpfliche Schatz an Erfahrungen, und das große Buch der Natur diente ihm für alle Bücher. Auch seinem Sohne versagte er einen unnützen, überlästigen Bü=

cherkram reitzte seine Aufmerksamkeit auf die Dinge selbst, die in der Natur um den Menschen herum geschehen, und ließ ihn mehr beobachten als lesen. Man weiß ja zu gut, und jetzt mehr, als in den Jahrhunderten der Vorzeit, daß der Geist träge wird, und es sehr gemächlich findet, sich von Andern vordenken zu lassen.

Stufenweise wird der Mensch; allmählig entschwingt sich der edlere Geist den Fesseln des thierischen Körpers; allmählig reifet der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Mann, und wie wichtig sind diese Stufen in der Geschichte des Menschen, wie wichtig der Aufmerksamkeit des Erziehers! Es sind Epochen, wo uns die Entwickelung der Keime, der Anwuchs und das Uebergewicht der Neigungen am sichtbarsten wird.

Valentour bemerkte sie richtig, und sah die Keime des Guten und Bösen reifen, und die Leidenschaften ihre Hülle durchbrechen, worin sie in der Kindheit lagen. Der junge Valentour trat nun in ein Alter, wo der Geist, zu groß, sich gängeln zu lassen, und zu schwach noch, sich selbst trauen zu können, das Herz allen Gefahren preis gibt. Jetzt zeigen sich Bedürfnisse, die man in der Kindheit noch nicht kannte, und ihre Befriedigung wird mit ungestümer Begierde gesucht. In dem Augenblicke, da der Wunsch aufsteigt, will man ihn auch schon erfüllt sehen; jede Verzögerung ist ein neuer, noch so mächtiger Reitz.

Leidenschaften liegen im Temperament; der Vernünftige sucht sie nicht auszurotten, sondern zu lenken; denn auch in ihnen liegt der Keim der Tugend. Ist gleich die Bestimmung des Temperaments unwillkührlich; ist sie gleich eine Gabe der Natur und des Climas, so sind doch auch der freye Wille des Menschen, und die Mittel, ihn zum Guten zu leiten, die Religion und Sittenlehre geben, Geschenke der Gottheit. Oft schlummern die Leidenschaften nur, erwachen wieder, und reißen den Menschen mit unwiderstehlicher Wuth fort, wenn ihnen nicht Grundsätze der Tugend das Gleichgewicht halten.

Die vielerley Wege, die von Erziehern in diesem Falle sind angetreten worden, haben noch meistens irre geführt. Man hat aus Jünglingen, mit der hoffnungsvollesten Anlage zu großen Männern, Tückköpfe, Heuchler und geheime Bösewichter, ungestüme Wildlinge oder träge, unthätige Maschinen erzogen, in denen aller Geist, alles Feuer ist vertilgt worden — Automaten, die nicht mehr aus eigner Kraft handeln, und sich mechanisch nach der Richtung bewegen, die ihnen eine fremde Kraft gibt.

Valentour fand auch hier seinen Weg von der Natur vorgezeichnet. Druck und Gegendruck stellt das Gleichgewicht her, und das muß auch, so viel möglich, unter den Leidenschaften hergestellt werden. Man muß den niedrigen Leidenschaften edlere entgegen setzen; z. B. dem Hang zur Wollust Ehre, Selbstliebe, zärt=

liches Gefühl gegen andere, Achtung für seinen Mitmenschen, Hoheit und Würde seines Standes, auch Seelenstolz in einem gewissen Grade; so, daß das Böse nie — wenigstens seltner — das Gute überwiegen kann. Selbstgefühl des Guten und Bösen ist das sicherste Mittel, Beydes kennen zu lernen. Valentour setzte daher seinen Sohn öfters in die Lage, wo er die Folgen von Zorn, Rachsucht, Eitelkeit und andern bösen Neigungen selbst fühlen konnte. Er benützte alle Gelegenheiten, wo er ihm durch Beyspiele, meistens gegenwärtige, die traurigen Folgen des Vorurtheils, der Modethorheiten und des Lasters anschaulich machen konnte. Dann prägte er ihm auch jene Grundsätze ein, die den Charakter des Edlen befestigen, Grundsätze von Ehre, Rechtschaffenheit, Menschenliebe, Dankbarkeit, Achtung gegen sich selbst, Menschenwürde ꝛc. Freylich behalten sie nicht immer jene Kraft, mit der sie in der gegenwärtigen Zeit auf das Herz wirken, wo man sie vorträgt; aber nie verlieren sie sich ganz aus dem Herzen; man erinnert sich ihrer wieder in vorkommenden Fällen, und dann stämmen sie sich wieder mit neuer Kraft gegen die entgegengesetzten Leidenschaften.

Durch das Zutrauen, das der Sohn zum Vater hatte, war ihm jedes Wort heilig, und kein Zweifel, kein Gegensatz konnte ihm die Lehren seines Vaters verdächtig machen; durch die Zärtlichkeit, mit der er sich von seinem Vater geliebt sah, und mit der er ihn wieder liebte, würde er um Alles in der Welt seinen

Grundsätzen nicht ungetreu geworden seyn, seinem Willen nicht entgegen gehandelt haben; und wenn er ja zuweilen aus Schwachheit oder Leichtsinn fehlte, so war es ihm minder des Schadens wegen leid, den er sich durch seinen Fehler zugezogen, als weil er die zärtliche Liebe seines Vaters beleidigt hatte.

Unbeschreiblich, fühlbar nur für den Vater, ist die Freude, die Valentour über seinen Sohn empfand. Kein Erdenglück hätte sein Herz mehr in die innigste Wonne versetzen können, seine Seele mehr über alles Ungemach des Lebens erheben können, als daß er seine Sorge, seine Liebe so reichlich in seinem edlen Sohne belohnt sah. Mancher Vater, der zu träge, zu gemächlich war, die Stunden, die ihm seine Berufsgeschäfte übrig ließen, auf die Bildung seines Kindes zu verwenden, blickte jetzt mit thränenden Augen auf den glücklichen Valentour, und bereute zu spät, daß er sein Kind lieblos und pflichtvergessen den Händen eines Fremdlings überließ, der einen heillosen Taugenichts, einen ungesitteten Burschen, oder gar einen Bösewicht daraus geformt hatte.

Bald bekleidete Valentour eine ansehnliche Stelle im Staate, wo er beneidet und geliebt, allgemein geschätzt, sich den Beyfall des Monarchen und seiner Nation in vollem Maße erwarb. Noch immer an der Hand seines weisen Führers, der allein sein ganzes Zutrauen besaß, ging er mitten durch die Gefahren des Hofes, wo ihm von allen Seiten Verläumdung

Cabale, Schikane und Verführung in den Weg standen, unbeschädigt an seinem Herzen, seinem Glücke und seiner Ehre.

Wenn ihn je zuweilen eine Leidenschaft auf seinem Wege aus dem Geleise riß, so hielt ihn auf der andern eine edlere zurück, und die Aufmerksamkeit seines Vaters, der er nie entging, ließ ihn nie seine Bahn verlassen.

Valentour war der Liebling in Gesellschaften, und seine einnehmende Bildung, und sein erhabener Geist verdienten ihm unstreitig diesen Vorzug; er schätzte auch den Beyfall des schönen Geschlechts, denn wie konnte er ihm nach seiner heftigen Neigung gleichgültig seyn? — Aber er gab ihm auch zu vielen unangenehmen Vorfällen Anlaß, verleitete ihn zu manchem Schritt, der der nächste in sein Verderben gewesen wäre, wenn ihn nicht die Rückerinnerung an die Grundsätze seines Vaters, die Vorstellung der schrecklichen Bilder vom Laster, die dieser mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gezeichnet hatte, noch zur Zeit zurückgehalten hätte.

Unter allen den Schönen, die am Hofe glänzten, stellte ihm die Marquise de Valiere am gefährlichsten nach. Sie war schön, hatte viel Geist, und noch in der Blüthe der Jahre, geübt in den Künsten der Liebe, war es ihr leicht, einen feurigen, liebeschmachtenden Jüngling an sich zu ziehen, dessen Herz noch unbefangen war.

Valentour, ganz von den anziehenden Reizen und seiner Leidenschaft hingerissen, verrieth bey jedem Bli=

cke, mit dem sie sich begegneten, die geheime Geschichte seines Herzens; allein die schlaue Schöne, die mit Vergnügen den Jüngling so weit gebracht sah, that, als ob sie von allen den Regungen seines Herzens nichts wußte, wich seinen zärtlichen Blicken aus, und reitzte ihn durch anscheinende Nachläßigkeit so sehr, daß Valentour auf dem Wege war, ihr einen förmlichen Antrag zu machen. Allein die Scham, seine Schwäche zu entdecken, und die Achtung, die er sich und dem Marquis schuldig war, hielten ihn zwar von diesem Schritt zurück, konnten aber doch nicht die Flamme löschen, die in seinem Busen loderte. De Valiere suchte sie immer mehr anzufachen; und wirklich hatte sie schon zur Hälfte gewonnen. Im Enthusiasmus der Liebe, von allen Seiten bestürmt, verlor Valentour alle Macht über sein Herz, und that seiner Dame in den feurigsten Ausdrücken ein Geständniß, das er zwar nicht länger verschweigen konnte, bey kälterm Blute aber bey jedem andern verliebten Thoren würde belacht haben. Nun hatte de Valiere ihre Absichten erreicht, und in einer Gegenantwort versicherte sie ihn ihrer zärtlichsten Gegenliebe. Valentour war außer sich vor Entzücken, und in dem gegenwärtigen Augenblicke würde er sich zu den niedrigsten Schwachheiten herabgelassen haben. Allein der Zeitpunkt war zu seinem Falle eben nicht günstig. Er wurde denselben Tag noch zu einem Besuche gebeten. Nun war es beynahe um seine Ruhe, um seine Ehre geschehen. Er lief, von der Leidenschaft gepeitscht,

bis an den Rand des Abgrundes, vor dem er eben stand, ohne den gräßlichen Schlund zu sehen, darein er unrettbar fallen sollte. Noch lag er wonnetrunken auf einem Ruhebette, die goldne Uhr in der Hand, und schimpfte die Zeit eine alte Vettel, weil sie nicht mit seinen Gedanken die wenigen Stunden vorüber eilte, als er unangemeldet einen Besuch erhielt, der ihn aus seinem süßen Traume aufschreckte, und ihn in eine ganz andere Lage versetzte. Es war der Marquis, der allein die Freyheit hatte, unangemeldet kommen zu dürfen. Ein guter, freundlicher Mann, der gerne seine Kräfte zum Dienste seines Mitmenschen verwendete. Er war zu gut, um Arges von seiner Gemahlinn zu muthmaßen, und bekümmerte sich um ihre Galanterie wenig.

Valentour hatte ihm schon öftere Gefälligkeiten zu danken, und eben jetzt kam der Marquis wieder, ihm in einer sehr dringenden Angelegenheit, worin sich Valentour befand, den wichtigsten Dienst zu leisten.

So sehr er auch über den Besuch des Marquis erschrack; noch mehr bestürzt wurde er, da er die Ursache desselben vernahm. Des Mannes redliche, zärtliche Freundschaft, die er mit dem schändlichsten Undank zu vergelten im Begriff war, erregte in seiner Seele die bittersten Vorwürfe. Eine Purpurröthe deckte alle Lilienflächen auf seinem Gesichte; das Blut tobte in den Adern, von dem ersten Aufruhr noch nicht gestillt. Er bebte vor den Umarmungen des Marquis zurück, und floh seinen Blick. Die schrecklichsten Bilder stellten

sich seiner Seele dar, und, nur erst auf dem Wege zum Laster, glaubte er sich schon lasterhaft. Alle Reitze der Marquise verschwanden aus seinen Augen; und so verschwenderisch zuvor im Taumel der Leidenschaft seine Phantasie der trunknen Seele neue Schönheiten vorgemalen hatte, die in dem Original nicht waren; so geschäftig war sie jetzt, das Bild mit den häßlichsten Zügen zu entstellen. Die ihn ehemahls als eine holde Grazie entzückte, war jetzt in seinen Augen ein Ungeheuer, eine elende Verführerinn.

Der Abend und die Nacht verging, schlaflos und marternd. Den andern Tag erhielt de Valiere von Valentours Hand ein Billet, darin er ihr den Zustand seiner Seele mit den lebhaftesten Farben, mit den kräftigsten Zügen schilderte, und ihr das Unedle ihres Betragens gegen ihn auf das nachdrücklichste vorstellte.

Unvergeßlich wurde ihm die Geschichte dieses Tages, und lange wirkte sie auf sein Herz; doch endlich verdunkelte die Zeit die Züge wieder, die in seiner Seele davon übrig geblieben waren, und die Leidenschaft wurde von neuem rege, wenn schon mit minderer Kraft, doch nicht minder gefährlich; und der Mensch, selbst nachläßig, durch Geschäfte und Eindrücke von äußern Dingen zerstreut, ist so wenig aufmerksam auf sich selbst, daß er die Regungen, die in seinem Innern vorgehen, meistentheils dann erst erfährt, wenn die Leidenschaften schon das Uebergewicht über die Vernunft gewonnen haben.

Valentour befand sich öfters in dem Falle; öfters täuschte ihn sein Herz, allen Eindrücken offen, und hatte ihn so weit gebracht, daß er den gefährlichsten Kampf wagen mußte, um seine Tugend dem mächtigern Laster abzuringen.

Und — nicht genug, daß wir uns selbst schon so gefährlich sind, droht uns auch noch die Verführung, von der wir weit mehr zu befürchten haben. Das Laster hat die beredetsten Zungen im Solde, und den Erfindungsgeist gedungen, der nie müde wird, es zu schminken.

Einst an einem Abend, als Valentour aus dem Theater ging, wo eben eine wollüstige Scene seine Phantasie erhitzt hatte, und die Leidenschaft, die eine lange Zeit her in seinem Busen ruhete, wieder erweckte, stieß er auf einen jungen Kavalier von seiner Bekanntschaft, der ein unmäßiger, und bereits schaamloser Wollüstling war. Es kostete ihn wenig Worte, den jungen Valentour zu bereden, daß er mit ihm gehen, und an seinem Vergnügen theilnehmen sollte. Larignon, so hieß er, führte ihn am äußersten Ende der Stadt in ein abgelegenes Häuschen. Ein altes, in Schande und Verbrechen graugewordenes Mißgeschöpf verführte arme, unschuldige Mädchen, die das Glück verstoßen hatte, in diese Höhle, und versteckte sie den Augen der Gerechtigkeit, bis sie am Altare der Schande als Opfer hinsanken. Schaam und Verzweiflung fesselte sie dann selbst an das Laster, zu dem man sie gezwungen hatte. Valentour trat mit seinem Begleiter hinein; sein Tritt

wankte, aber es fehlte ihm Kraft und Entschlossenheit zur Flucht. Er sollte der Mörder einer Unschuld werden, die noch kaum die Kindesjahre verlassen hatte, derer Reitze erst zu blühen anfingen; die, elend und verlassen, ein Raub des Schicksals und des schändlichsten Eigennutzes geworden. Sie weinte, als sie mit Valentour war; nicht aus Schaam, nicht aus Furcht, denn ihre Bestimmung war ihr noch unbekannt, aber sie weinte um Rettung aus einem Orte, in den man sie aus dem Schooße ihrer Aeltern geschleppt hatte. Ihre Thränen rührten ihn, und er forschte um die Ursache derselben. Wie von einem gräßlichen Gespenste erschreckt, fuhr er zusammen, als er die Geschichte dieses unglücklichen Mädchens hörte. Gott! rief er, was wollte ich! — Was für ein Ungeheuer sollte ich geworden seyn! — Valentours Geschrey führte die Wirthinn des Hauses und Larignon herbey. Sein Gesicht glühete, sein Auge schoß Flammenblicke auf die Schändlichen, und Wuth und Schaam über sich selbst nahmen ihm anfangs Besinnung und Sprache. Dann warf er ihnen in den bittersten Ausdrücken die Grausamkeit ihres niederträchtigen Herzen vor. Sogleich verließ er das Haus, und nahm das Mädchen mit sich, ohne in der ersten Hitze zu bedenken, daß er seine eigene Ehre in Gefahr setzte. Er eilte mit ihr dem Hause ihrer Aeltern zu, verließ sie da, und sogleich war es seine erste Sorge, das Raubnest der Unschuld zu vertilgen, und die Elende in die Hände der Justiz zu liefern. Larignon kam

des andern Tags zu ihm, wollte sich über Valentour, den Tugend-Ritter, wie er ihn nannte, lustig machen, und suchte seinen Entschluß zu ändern. Valentour erschrack über die Niederträchtigkeit eines Menschen, der ihn noch gestern Freund nannte, und entsagte aller fernern Gemeinschaft mit ihm. Larignon drohete, die Geschichte in allen Gesellschaften auszubreiten, und so Valentours Ehre auf immer zu brandmarken. Aber die fürchterlichsten Drohungen strömten aus Valentours Mund auf den Frevler, und es hatte wenig gefehlt, daß er nicht, von übermächtigem Zorne hingerissen, eine gräuliche That begangen hätte. Er hatte das Leben des Unwürdigen in seiner Hand, und nur Bitten und die heiligsten Versicherungen, ewiges Stillschweigen zu halten, hielten seinen Arm zurück.

So brachte Valentour die Tage seines aufkeimenden Lebens zu; bald rissen ihn die Leidenschaften in die gefährlichsten Abgründe hin. Allein die Macht der Erziehung siegte über sein Temperament, und hielt den Wankenden zurück, daß er nicht stürzte.

Der Mensch ist der Sklave der Zeit und der Umstände, er darf nie auf seine Tugend pochen; ein Augenblick einer feurigen Leidenschaft zerstört Jahrgebäude, die Moralität und Ueberlegung erbauten. Bey Manchem, der tugendhaft scheint, liegt der Keim des abscheulichsten Lasters im Herzen verborgen, und erwartet oft nur den Zeitpunkt seiner Entwickelung. Der auf

seine Stärke trauet, ist schwach, und schon nahe dem Falle.

Es gibt reiche Menschen, und man bewundert sie, daß sie ehrlich sind, das heißt, sie betrügen nicht, sie stehlen nicht, sie morden nicht. Wo ist hier Tugend? wo Verdienst? Aendert ihre Lage, entzieht ihnen Tausende, die sie genießen, und seht, ob sie Probe halten! Die Armuth ist die Erzeugerinn mancher unedlen That: Mangel an Herzensbildung, an Erziehung, begleiten sie, und was ist der Mensch ohne Erziehung? Sein thierisches Wesen lechzet nach Befriedigung seiner Bedürfnisse, er sucht Mittel, ohne zu untersuchen, ob sie erlaubt, oder nicht erlaubt sind. Legt auf eine Schale der Waage ein Pfund, und lasset die andere Schale leer, so erhält nothwendig die Schale mit dem Pfunde das Uebergewicht. Stellet euch nun einen Menschen vor, ganz ohne Erziehung; Bedürfnisse, Leidenschaften, Beyspiele reitzen ihn zum Laster. Er kennt die Schmeicheleyen der Eigenliebe nicht, nicht die Verführungen des Eigennutzes, er folgt blindlings, und stürzt in sein Verderben.

O ihr, denen der Zufall und die Geburt Vortheile vergönnt haben, die ihr oft nicht verdient, erniedrigt euch zu dem Elenden, und habt Mitleiden mit dem Verbrecher! Der Arme ist ja auch ein Mensch, wie ihr; ihr seyd reich, ihr habt Alles, kennt keine Bedürfnisse. Der erste aufsteigende Gedanke einer Begierde ist schon gesättigt durch Befriedigung, und dennoch

— dennoch, was habt ihr nicht schon Alles gethan! Wenn ihr nun ganz ohne Erziehung, ganz ohne Grundsätze wäret, was würde aus euch werden? Aber wie? eure Erziehung ist ja oft nur Maske? ihr habt gelernt tugendhaft zu tadeln, aber nicht tugendhaft zu handeln. Der Hofmeister muß meistentheils ein Maskenkrämer seyn, der verschiedene Larven und Maskenkleider in seiner Bude hat. Der will seinen Sohn zu einem Spanier, dieser sein Kind zu einem Franzosen bilden, der soll den schwarzen Mantel eines Philosophen tragen, und dieser die Maske des Politikers.

Im Treibhaus unsrer Mode = Erziehung wachsen sie auf wie Schwämme, wunderlich aber ohne Geist, ohne Geschmack, ohne Stärke.

Sie denken nicht, sondern sie reden, was andere gedacht haben, sie spotten, weil andere spotten, lachen, weil andere lachen, und sind Thoren, weil andere Thoren sind. Sie haben viel gelesen, aber wenig gedacht, sind literarische Buchstaben = Menschen. Daher jene Mißgeburten des Geistes, daher jene Menge von abentheuerlichen Thiermenschen, die täglich auf der Bühne der Welt erscheinen. Daher jene Menschen, die halb Lamm und halb Wolf sind, halb Geyer, und halb Taube, halb gut, und halb böse.

Der alte Valentour, der dieses Alles wußte, suchte aus seinem Sohn weder einen Kavalier noch einen Hofmann, noch einen so betitelten Weltmann, sondern einen Menschen zu bilden.

Er sprach ihm nie von seinen Ahnen, nie von ihren Verdiensten, sondern nur von denen, die der junge Valentour sich erwerben sollte.

Wenn das Blut, sagte er ihm oft, das von Helden in Valentours Geschlecht floß, in diesen Adern verdirbt, und in einen Nichtswürdigen schleicht, so sage, Valentours Adel hat aufgehört, seitdem du bist.

Diese edlen Grundsätze, die Valentour seinem Sohne beybrachte, machten auch das Glück seiner Tage.

Die edlen Gesinnungen seines Herzens wußten immer den Leidenschaften das Gleichgewicht zu halten, und siegten immer über diese.

Des jungen Valentours feuriges Temperament hätte den guten Jüngling mit einer anderen Erziehung unfehlbar in's Verderben gestürzt.

Das Feuer, das Valentours Adern durchglühte, riß ihn oft hin zu einem gefährlichen Schritte; aber die edlen Grundsätze erwachten bald wieder, und erhielten die Oberhand.

Wenn unser Herz von Jugend auf harmonisch gestimmt wird, so empfindet die Seele bald, wenn uns das Laster verstimmen will.

Uebung edel zu handeln, gibt Fertigkeit, und diese Fertigkeit ist die Siegerinn über die Leidenschaften.

Valentour kam oft in böse Gelegenheit. Einst sah er Belminen, ein schönes Geschöpf, aber eine jener Unglücklichen, die Armuth und Mangel an Erziehung zur

Schande des weiblichen Geschlechts durch eine schändliche Aufführung brandmarkte.

Er sah sie, und Belminens Züge siegten über Valentours Herz; er entschloß sich Belminen zu besuchen.

Der Entschluß war gefaßt, aber schon machte ihm seine Seele heimliche Vorwürfe, er hörte aber noch nicht deutlich; die heftige Stimme der Leidenschaft übertäubte den Ruf der schon beleidigten Tugend. Ich muß Belminen sehen, sagte er, denn nichts gleicht der Heftigkeit meiner Liebe. Ohne weitere Ueberlegung taumelte er in seiner Leidenschaft durch die Gasse, und schon war er bey Belminens Hause. Es dämmerte, schüchtern sah er um sich. Es wird mich doch niemand sehen, sagte er: sehen! aber warum? habe ich denn einen Schritt gethan, vor dem ich mich vor der Welt zu scheuen habe? Ich liebe ja Belminen; ist die Liebe strafbar?

Liebe ist nicht strafbar, aber — aber was denn? Hier überlegte er; die Wolke der Leidenschaft zerstäubte vor dem Licht der Vernunft, er kehrte wieder auf sein Zimmer zurück.

Was wollte ich thun? fing er an, Belminen besuchen? wer ist Belmine? ist sie meiner Liebe werth?

Wie, Valentour! so ein Mädchen willst du dir zum Gegenstand deiner Empfindung wählen? ein Mädchen, die das Gefühl der Tugend nicht kennt, die nicht weiß, was Liebe ist, die sich auf harmonische Stimmung gleich gestimmter Seelen gründet? Ein Mädchen willst du dir wählen, zu der du dich im Finstern schleichen mußt,

damit das Auge des Rechtschaffenen dich nicht sieht? O pfuy! sieht dich nicht das Auge deines Gottes, vor dem du wandelst? Weiß er nicht die Geheimnisse deiner Gedanken? und du schämst dich nicht vor dem Ewigen? Valentour! was wolltest du thun? eine Unglückliche noch unglücklicher machen; neue Schande über das Haupt einer Geschändeten sammeln. Umstände, Armuth, oder Verführung, auch diese wolltest du dir zu Nutzen machen, um die Unglückliche zu mißbrauchen, und dich den Niedrigsten der Menschen gleich zu setzen, die dieses Geschöpf in das Elend gestürzt haben. O wie erröthe ich vor mir selbst! Zu welchen Thaten ist doch der Mensch nicht aufgelegt!

Nein, das Gefühl der Natur will ich nicht so entweihen. Verlösche, Unendlicher! jedes Gefühl der Liebe in einem Herzen, wenn thierische Leidenschaft es je entheiligen könnte.

So sagte sich Valentour, und die ersten Grundsätze seiner Erziehung siegten über seine Leidenschaft. Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen, der Glaube an die Vorsehung, eine gewisse edle Schüchternheit, Menschenachtung, alles Dieses, was für die Menschheit edel und gut ist, erwachte in Valentours Seele, und führten ihn wieder auf die Wege der Tugend zurück.

Valentour war glücklich, und dankte oft in den Tagen seines Lebens der Erziehung, die ihm sein Vater gab.

Menschenachtung ist eine der vornehmsten Tugenden, und sie kann nie genug ans Herz des Jünglings gelegt werden; sie allein ist im Stande, gute Menschen hervorzubringen. In ihr allein ruhet der Keim aller Tugenden; wer den Menschen zu achten weiß, wird sich nie zum Laster erniedrigen. Mitleid, Sanftmuth, Wohlwohlen sind mit der Menschenachtung verschwistert, und veredeln das Herz dessen, dem sie heilig ist.

Mißtrauen auf sich selbst ist die zweyte Stütze der Tugend, denn sie macht uns behuthsam auf unsern Wegen. Wenn man sich je von dem Charakter eines jungen Menschen überzeugen will, so darf man nur sehen, wie bescheiden er ist. Jene unverschämten Bursche unsers Jahrhunderts, die über Alles ihre entscheidende Stimme geben, die Alles verachten, weil sie sich allein weise glauben, was werden diese Bursche für die Menschheit werden?

Ihr Stolz, ihr Hochmuth verrathen ihren Unverstand; wie möchte der Gutdenkende über sein Vaterland weinen, wenn er die Menge der jungen Thoren sieht, wie sie, aufgeblasen von ihrer Selbstzufriedenheit, sich klug und weise dünken.

Ihr lächerliches steifes Wesen, ihre Doktorsmiene im Fratzengesicht, ihre Aussprache durch die Zähne, wie bee — finden S — i — e si — ch? und alles Das, wovor dem Manne eckelt, prophezeiht der nachkommenden Menschheit wenig Gutes.

Es waren einst Zeiten, in denen der Jüngling den Umgang des Mannes suchte. Aufmerksam war sein Ohr auf die Stimme des Weisen, und Beyspiele leiteten ihn zur Tugend, aber sie sind vorüber diese Zeiten, und auch ihre Männer, die die Nachwelt bewunderte.

Man erzieht selten Denker mehr, sondern Schwätzer, die durch tausend Worte das zehnmal schlechter sagen, was manche schon schlecht genug gesagt haben.

Ihre Lektüre ist einem Bettler-Hafen gleich, in dem gute und schlechte Brocken, alles durch einander, warm und kalt, weich und hart, bitter und süß sich befinden mögen. Was wundert ihr euch denn, wenn die Tugend in Lumpen geht?

Man fordert heut zu Tage, der Knabe soll viel wissen; ob er es gut weiß, um Das bekümmert man sich nicht, wenn es nur blendet, wenn die Natur nur den Firniß hat, sie mag gleich aus faulem Holze geschnitzelt seyn.

Und dann unsere Hofmeister, wie sind sie angesehen? Denken die Väter, daß sie die ersten Freunde der Familie sind? Begegnet man ihnen mit jener Achtung, mit der man Männern begegnen soll, die den Saamen zum Glücke nachfolgender Jahrhunderte ausstreuen? Weiß man, daß der gnädige Herr Vater nur das Thier, und der Hofmeister erst den Menschen gemacht hat?

Läßt man dem Manne, dem man das Wohl seiner Kinder anvertrauet, allezeit unumschränkte Freyheit, das junge Herz zu bilden?

Verderben die Ältern nicht durch ihre üblen Grundsätze in einem Abend oft mehr, als was der Erzieher durch Zeiträume von Jahren gut gemacht hat? Sagt man den Jungen nicht immer, daß sie vom Adel sind, daß also das Verdienst schon mit ihnen geboren ist, daß sie also nicht nöthig haben, sich um Verdienste zu bemühen? O ihr Hofmeister! die ihr die wichtigsten Männer des Staats seyd, ich bitte euch um der Menschheit willen, zeiget einem Zöglinge die Nichtigkeit dieser Grundsätze! Die Welt hat gute Menschen nöthig, sonst bedarf sie nichts; der kein guter Mensch ist, wird seine Rolle immer schlecht spielen, und hätte ihn der Zufall auf einen Thron geschleudert. Edle Handlungen geben dem Menschen das Verdienst, nicht Geburt; man kann Dieses nie genug sagen, nie genug wiederhohlen, denn der Mensch, der seiner Natur nach faul und stolz ist, schmückt sich gern mit fremden Verdiensten, und schläft gern auf Lorbern ein, die Andere gesammelt haben.

Der alte Valentour führte seinen Sohn, als er noch ein Knabe war, einst in Garten, und zeigte ihm einen Baum, der keine Früchte trug. Sieh, sagte er: Sohn! die Vorältern dieses Baumes trugen die besten Früchte, sie waren die Zierde dieses Gartens, und dieser Zögling hat ausgeartet; sieh, hier stehen an-

dere Obstbäume prächtig herum, sie tragen Früchte; wähle! —

Sieh Valentour! diese Bäume sind die Menschen; nur die, die nutzbare Früchte tragen, haben einen Werth in der menschlichen Gesellschaft; der ohne Frucht ist, verdient ausgehauen zu werden, denn durch die Früchte, die seine Vorältern trugen, bekommt er keinen Werth, es bleibt immer ein unnützer Baum.

Durch dergleichen Beyspiele flößte Valentour oft die Triebe zur Nacheiferung ins Herz des Sohnes. Eines Tages war er mit ihm in einem Naturalienkabinet; da zeigte man ihnen einen Embrio, den man aus dem Leibe einer Dame schnitt, die vor kurzem starb.

Valentour führte seinen Sohn zu diesem Gegenstand. Freund! sagte er: sieh diesen Embrio! er stammet ab von einem der besten Geschlechter, und wenn die Thaten der Vorältern unmittelbar ohne unsere Verdienste auf uns wirken können, so ist kein Edelmann im Lande, der seine Verdienste mit den Verdiensten dieses Embrio vergleichen darf. Du verstehst mich?

Der junge Valentour umarmte seinen Vater. Ja, ich verstehe Sie, sagte er: ich weiß es, daß die Verdienste meiner Vorältern ohne Zuthun der meinigen auf mich nie wirken werden; sie werden mir auch nie zum Stolze, wohl aber zur Nacheiferung dienen, meiner Vorältern würdig zu werden.

So glücklich als Valentour es wirklich war, so unglücklich dachte er sich oft, als er die Stärke des

Stromes seiner Leidenschaften fühlte, gegen welchen die Tugend ihm oft nur ein schwacher Damm schien. Oft verbitterte es ihm seine Lebenstage, wenn er sich im Wirbel herumgedreht sah, und in manchen einsamen Stunden die Geschichte seines Lebens durchlas, bey mancher Stelle vor den Gefahren aufschauderte, die auch den festesten Mann hinreißen, und noch bey dem Entzücken, sie glücklich bestanden zu haben, zitterte; bey dieser erröthete er, und bey jener dankte sein matter Thränenblick dem Retter aus der Gefahr. Sorgfältig und streng — zu weise, um eitel zu seyn — prüfte er jeden seiner Schritte; freute sich dessen, der ihn näher zum Ziele führte, und bereute manchen; — glücklich genug, keinem fluchen zu dürfen.

Ach! diese Stunden, die köstlichsten des Weisen, die er, frey von Geschäften und Sorgen, ungestört genießen kann, wie schnell entrinnen sie der Zeit, und geben zu früh den kommenden Raum, wo wir, nicht mehr so ganz uns eigen, wieder das Spielwerk der Gelegenheit sind! —

Valentour dachte sich in den Stunden der Selbstprüfung, so stark, so mächtig, der Vorsatz war so unwandelbar in seiner Seele gefaßt, daß er auf der Stelle kühn den heftigsten Stürmen würde getrotzt haben.

So wähnt auch der Kranke in den erquickenden Pausen, wo ihm Schmerz und Kleinmuth einige Ruhe gönnen, sich gesund und stark, freut sich der Genesung, und verläßt das traurige Bette. O! ruft er, wie

will ich mich nun meines Lebens freuen, wenn kein Schmerz mich mehr einkerkert, nicht mehr die grausame Hand des Arztes mir Wunden gräbt, kein schleichendes Fieber das Mark mir aus den Knochen frißt! Ah! mir ist recht wohl! so sagt er, träumt Freuden des Lebens, und wankt zum Fenster, um frische Luft zu genießen. Ein rauher Nord bläst starrenden Frost in seine Glieder, er sinkt auf sein Bett zurück — und ringt mit dem Tode.

So freute sich Valentour der Plane, die er mit enthusiastischem Geiste entworfen hatte, sein Leben in sicherer Ruhe zu genießen; fest auf seinen Grundsätzen stehend, der Thorheit und dem Laster zu trotzen; unerschütterlich, wie der Fels im Meere, an den die tobenden Wogen vergebens anstürmen.

Wir begreifen oft kaum die Möglichkeit unserer Schwäche; nicht die Möglichkeit, wie man doch bey so vielen Geisteskräften dieser Schwäche unterliegen könne; fassen neuen Muth, neuen Stolz auf unsere Stärke, und dann — ergreift den Geist im Aufruhr des Herzens ein gäher Schwindel, und treibt ihn im Kreisel herum; dann sind wir wieder Alles, was die Leidenschaften aus uns machen wollen; am wenigsten aber Das, was wir kurz vorher seyn wollten.

Nur wenige Wochen vergingen, als Valentour sich neuerdings, ohne daß es sein Herz selbst zu wissen schien, der Gelegenheit in die Arme warf, der er

sich — fest umschlingt sie die Beute — nur mit Anstrengung aller seiner Kräfte entwand.

So leicht angezogen von jedem Bilde, das seine geschäftige Phantasie mit noch höhern Farben zu verschönern suchte, mußte er nicht auch betrogen werden? Ihn, dem die Erfahrung immer die Blößen seines Herzens wieder aufdeckte, die er sich selbst gerne verhüllt hätte, sollte ihn nicht der Schein von Tugend haben trügen können, wenn er sie selbst, die Göttliche, in einem Mädchenherzen zu finden hoffte? — Sein Schwachheitsgefühl sagte es ihm, daß seinem Herzen ein tugendhaftes Frauenzimmer ein unentbehrliches Bedürfniß seye, um es vor den kühnen Ausfällen der Leidenschaft zu schützen.

Lange suchte er sie vergebens, die würdigste ihres Geschlechts, als endlich Heloise de la C... seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Keine blendende Schönheit und nicht gemacht, auf den ersten Blick zu erobern; aber desto anziehender war sie in der Folge, wie näher man ihr kam. Ihr lebhafter Geist, ihre nicht gemeinen Kenntnisse, ihr bescheidner, einnehmender Ton machten sie in allen Gesellschaften liebenswürdig. Dazu ihre Geschmeidigkeit, sich jede Lage, jede Denkungsart, jeden Charakter dem ihrigen anzupassen: ihre Klugheit, mit der sie auch dem geringsten Anstoß vorzubeugen wußte, mit der sie sogar die Schmähsucht unter den geschäftigsten Zungen ihres Geschlechts zum Schweigen brachte. In Gesellschaften suchte sie immer den Werth

Anderer zu erheben, und vermied alle Schmeicheleyen, die man ihr sagen wollte, oder gab ihnen eine so künstliche Wendung, daß sie mehr ihre eitle Nachbarin beräucherten, als sie selbst zu treffen schienen, und eben durch ihre Gefälligkeit, durch ihre sanfte Herablassung erhob sie sich über Alle, und erreichte ihre Absicht, allein zu glänzen. Sie eroberte, ohne daß sie es zu wollen schien; und doch war Siegen ihr Wunsch. So ward sie in Kurzem, als sie am Hofe erschien, der Liebling in allen Versammlungen; der allgemeine Wunsch ihres Gegengeschlechts.

Valentour hatte sie nur einige Male gesehen, an ihrer Seite in Gesellschaft gesessen, und sonst nirgends als da gesprochen, so fühlte er sich schon so unwiderstehlich zu ihr hingerissen, daß ihm keine andere Wahl mehr übrig blieb. Ach! sie ist's! sie ist's! rief er einst voll Entzücken aus, als er an einem Abend den Zirkel verließ, wo er sich mit ihr befand. Sie ist's! Ich muß ihn haben, den Engel, die Einzige! Mein Herz sagt es mir.

Durch den Tod seines Vaters wurde er in den ansehnlichsten Vermögensstand gesetzt, und um so mehr war er erfreut, Heloisen, deren häusliche Umstände nicht die besten waren, durch seine Hand glücklich machen zu können. Er wünschte nichts anders, als alle seine Schätze ihr zu Füßen legen zu können; und sie nichts anders, als eine reiche Heirath zu treffen, um desto angenehmer kokettiren zu können.

Valentour sog jeden ihrer Blicke gierig in sich; fühlte sich in ihrer Gegenwart über alle Erdenkinder erhoben, und malte sich in seiner wonnetrunkenen Seele eine Zukunft wie Elisium; aber Heloise, deren ganzes Leben nichts anders als ein Moderoman war, hatte die edlen Empfindungen der Liebenden schon zu viel in Büchern gelesen, um sie selbst mehr empfinden zu können. War ihre Tugend Verstellung, so war's ihre Liebe gegen Valentour um so mehr; wie sie ihn liebte, liebte sie Alle; ihr Herz kannte nur sinnliches Gefühl, sonst war es hart zur Empfänglichkeit reinerer Triebe.

Wenn Valentour, durchglüht von dem Feuer seiner Liebe, sich selbst und seinen allkräftigen Vorsatz vergaß, und die Schranken zu durchbrechen schien, die ihm der Wohlstand setzte, stand ihm ihre Tugend entgegen. Jeder leichtfertige Blick wurde mit einer ernsten Miene bestraft, jedem unanständigen Ausfalle seines Witzes mit feyerlicher Würde, kaum von jener ächten Tugend zu unterscheiden, begegnet. Was sie sprach, war lang gedacht; war schicklich für den Charakter des Mannes gewählt, der ihr zur Seite saß, und so, ohne das Mitgefühl dessen, was Valentour für sie empfand, konnte sie nie aus ihrem Geleise gerathen, konnte sie sich nie enthüllen; so hielt sie ihn immer in der geziemenden Entfernung, wie sie nur die strengste Tugend vorschreiben kann; und so betrachtete sie Valentour, der nie aus seinem Traume wieder zu sich

selbst kommen konnte, für seinen Schutzgeist, für das Glück seines Lebens.

Ungestüm pochte sein getäuschtes Herz dem glücklichen Zeitpunkt entgegen, wo er mit ihr Hand an Hand über den rosigen Pfad dieses Lebens hinüber gleiten könnte. Die Stunden schienen ihm mit Zentnerlasten an den Füßen behangen stehen zu bleiben; er konnte nicht früh genug seine Jammertage heranrücken sehen.

Endlich nahete sich der entscheidende Tag; nur eine Woche verzögerte ihn noch. Gerne hätte Valentour so viel Jahre von seinem Leben sich abrechnen lassen, als Tage den letzten seiner Hoffnungen verschoben. Mit unaufhaltsamer Hast machte er alle Vorbereitungen, setzte alle Gewerbe zum Brauttag in Bewegung, ließ alle Geschäfte liegen, und selbst seine Freunde waren ihm jetzt ungelegen.

Heloise sah mit jauchzender Freude der Eilfertigkeit des betrogenen Thoren zu, und war während dem mit nichts besserm beschäftigt, als sich alle die Kostbarkeiten, die ihre Eitelkeit prächtig genug fand, aus Valentours Kassa beyzuschaffen, der dabey nur immer ihren noblen Geschmack zu bewundern hatte.

Glückwünschungen strömten ihr auf allen Seiten zu, die nun ihr Stolz mit einem gefälligen Lächeln beantwortete.

Nun fing die Mißgunst, von dem blendenden Glücke Heloisens beleidigt, sich in dem Herzen ihrer Gespielinnen zu regen an. Aber sie war zu klug, um

sich Einer von ihnen zu vertrauen. Sie verbreitete von jeder über alle ihre Geheimnisse das undurchdringlichste Dunkel, und keiner ihrer Galanen plauderte, aus Furcht ihre Gunst zu verlieren.

Valentour würde ohne Rettung verloren gewesen seyn; würde unfehlbar in die Arme einer niedrigen Betrügerinn gesunken seyn, würde Glück und Ruhe, all seiner Tage Seligkeit an eine Unwürdige verschwendet haben, wenn es nicht Leute gegeben hätte, die für sein Bestes wachten, und klärer sahen als er, mit Augen, nicht von dem Zauber der Liebe getäuscht. Einige der wenigen Redlichen, die Valentours Freunde waren, wollten dem Betrognen die Binde vom Auge ziehen, und wagten es daher, dem Liebetrunkenen seinen Irrthum zu zeigen. Allein Valentour glaubte an ihnen neidische Verläumder zu sehen, und haßte seine Freunde.

Einem Einzigen von diesen gelang es, über List und Liebe zu siegen, den Hingesunkenen aus seinem Schlafe zu wecken, und der Betrügerinn die Larve vom Gesicht zu reißen. Es war Valentours Onkel, ein würdiger Mann, den ihm das Schicksal an Vaterstelle hinterlassen hatte. Sein Auge sah hell und frey, und Valentours Liebe mit Heloisen blieb ihm nicht unbemerkt. Ein sorgfältiger Beobachter seines Neffen entdeckte er sie schon im Keime, und nun, da sie zur völligen Reife gedeihen sollte, hatte er fest beschlossen, sie zu zernichten, es möchte kosten was es wolle.

Unterdessen verbarg er seine Absichten auf das behuthsamste, um sie desto sicherer zu erreichen. Er schien der einzige unter Valentours Anverwandten zu seyn, der seiner Wahl allen Beyfall gab, seinen Geschmack bewunderte, und seiner Liebe in den schmeichelndsten Ausdrücken Glück wünschte. Zu seinem Plane wählte er sich einen von den Lieblingen Heloisens, den er zur willigen Maschine machte, um im Verborgenen durch ihn desto sicherer wirken zu können.

Einst an einem Abend, als die Cour geendet war, bürdete er ihm durch den Mund eines dritten die listige Mähre auf, daß Valentour plötzlich, durch Kabale gestürzt, in die Ungnade des Königs gefallen sey, und nächster Tagen seiner Stelle werde entsetzt werden. Dieses falsche Gerücht kam in wenig Stunden in Aller Ohren, und der geäffte Liebling kam schnaubend mit dieser Nachricht zu Heloisen. Zugleich sorgte aber auch Valentours Onkel, um Heloisen um so gewisser in seine Schlinge zu ziehen, daß ihr zu gleicher Zeit von einer andern Seite ein reitzender Antrag gemacht wurde, und nun hatte der Onkel das Mäuschen in der Falle, wie er sich's gedacht hatte. Gleich den andern Morgen schrieb Heloise ihrem Bräutigame in einem sehr lakonischen Briefe den Tausch ihres Herzens, das nie Einem gehörte, und schon sah man sie am Arme ihres neuen Gegenstandes zum Trotz ihrer Gespielinnen, die sich schon zum Voraus freuten, wie sie die unglückliche Braut in allen Gesellschaften auszischen

wollten, auf der Promenade an Valentour, den sein Onkel, um den gelegensten Zeitpunkt zu benutzen, dahin geführt hatte, so gleichgültig vorüber gehen, als hätte sie ihn ihr Lebtag nicht gesehen.

Nun war sie, die häßliche Seele, in den Augen aller Welt, und auch in Valentours Augen entlarvt. Er sah sie, aller glänzenden Hülle entblößt, die gleißende Schminke von dem Gesichte gewischt — o der Anblick ist zu gräßlich, um ihn mehreren Augen darzustellen! — Oder gibt es noch ein abscheulicheres Bild, das den Blick einer edlen Seele mehr beleidigt, als ein weibliches Geschöpf mit Heloisens Charakter darstellen kann? Die Kunst, grausamer als alle die wilden Thiere, die der Schrecken in Lybiens Wüsten sind, würgt die Natur, wenn sie den verderbenden Fortschritten derselben im Wege stehen will. Sie, die Freundinn, die Begleiterinn der Natur, hat sich in den Tagen unserer Verfeinerung zur elenden Magd des Lasters herabgewürdigt, das nie ohne sein Putzmädchen erscheint. Am grausamsten handelt die Kunst mit dem schönen Geschlechte. Mit der Lüge vereint, zerrt und pfuscht sie so lange an dem göttlichen Bilde aus weiblichem Stoffe, an dem Meisterstücke, darin sich die ganze Natur spiegelt, bis es zur eckelhaften mechanischen Puppe wird, und endlich — muß nicht aus einem Urbilde von Schönheit ein Scheusal der Natur werden?

Valentour umarmte seinen Onkel, und mit Thränen der Freude und der innigsten Rührung dankte er ihm

für seine Rettung. Ach! rief er aus, was würde aus mir geworden seyn! — Ha! ich Träumer! — wie elend würde ich meine Tage verjammert haben! — nein! nein! — ich würde sie nicht ausgelebt haben! —

So schnell als sich das falsche Gerücht von Valentours Fall verbreitet hatte, eben so geschwind ging der Widerruf von Ohr zu Ohr zurück, und nun sah Heloise, daß sie überlistet worden; doch faßte sie sich leicht über ihren Verlust, da sie auf einer andern Seite wieder gewonnen zu haben glaubte; allein auch da war sie hintergangen. Sie wollte Rache haben über Valentour, und versuchte es daher den Grafen P... (so hieß er, der Valentours Stelle ersetzen sollte) wider ihn zu reitzen. Aber dieser, von ihrem niedrigen Charakter unterrichtet, und zu wenig noch von ihren Reitzen geblendet, verachtete sie, und so wurde sie, zu ihrer gerechten Strafe, die Fabel der Stadt. Ueberall wurde von ihr gesprochen, über sie gelacht und gespottet. Sie durfte sich in keine Gesellschaft mehr wagen; denn alle Witzlinge schärften ihren Zahn gegen Heloisen, und was noch mehr — der Edle verachtete sie. Sie dachte auf geheime Rache, aber man war schon zu sehr mit ihrer niedrigen Denkungsart bekannt, und daher zu wachsam, um sich nicht auf jeden Fall sicher zu stellen. Nun, da sie alle ihre Pläne vereitelt, sich immer mehr erniedrigt sah, floh sie die Hauptstadt, und verlebte in der Provinz einsam und dürftig ihre Tage.

Unterdessen sorgte das Glück für Valentour auf einer andern Seite, und bald wurde die Lehre in seinem Herzen, die Heloise zurück ließ, mit einem würdigern Gegenstande besetzt.

Die Gräfinn Deligny brachte ihre Tochter vor einiger Zeit vom Lande in die Residenz. Eine holde Grazie in der Frühlingsblüthe, von ihrer weisen und tugendhaften Mutter so edel gebildet, als sie die Natur schön geformt hatte. Unverdorben und unschuldig aus dem Schooße der Natur gehoben, führte sie das Glück in Valentours Arme.

Amalia war die Seeligkeit seiner Tage; die Jahre flohen dem glücklichen Paare in den Umarmungen einer tugendhaften Liebe dahin, wie fröhliche Lenztage, und die Zeit, die Alles schwächt, gab ihrer Liebe immer neuen Schwung. Liebenswürdige Kinder, die schönsten Abdrücke ihrer trefflichen Originale, segneten die Ehe der Liebenden, und adelten Valentours altes Geschlecht. So entsproß aus dem alten Valentour, der die Lehren Weisheit und der Tugend getreu vom Vater zum Sohn übertrug, eine Reihe edler Menschen, die der Menschheit eine Nachkommenschaft versprach, die, von dem gemeinen Schlage der Menschen entfernt, ein neues Menschengeschlecht werden würde.

Valentour, der all sein Glück, seine Ruhe, alle Freuden seiner Mannstage der weisen Erziehung seines Vaters zu danken hatte, und einsah, was ohne die wohlthätige Macht derselben auf das Herz aus ihm

würde geworden seyn, machte auch die Erziehung seiner Kinder zum vorzüglichsten Augenmerk. Er folgte hierin getreu der Vorschrift seines seligen Vaters, der auf jedem Schritte der Natur nachging.

Er schämte sich nicht, in den Stunden der Musse die Kinderstube zu besuchen, und herzte da mit unbeschreiblicher Vaterfreude seine lieben Kleinen. Auch Amalie schämte sich nicht, so sehr auch Mode und Gemächlichkeit dawider eiferten, Mutter zu seyn, und die hohen Pflichten ihres Standes wie eine wackere Bürgersfrau zu erfüllen. Aber daher waren auch ihre Kinder gesünder, gediehen besser als die meisten Sprößlinge des Adels, die eine gemiethete Amme gestillt, und eine runzelige Madonne zu hochadelichen Krüppeln, ungesunden, an Geist und Körper verwahrlosten Schwächlingen erzogen hatte.

O mit welcher Wonne füllt die Beschäftigung mit seinen Kindern die leeren Stunden des Vaters aus! — Welch ein schöner Anblick, eine zärtliche Mutter in dem Kreise ihrer Kinder zu sehen! sie spielen, arbeiten, bethen und lernen zu sehen! — O um wie viel schöner kleidet eine Mutter die Beschäftigung mit ihren Kindern als Spiel und Assamblee! — Wie würdiger ist nicht der Anblick, wenn man sie sieht, wie sie ihre Kinder kämmt, wäscht und putzt, als wenn man sie Marquen zählen sieht, oder müßig am Fenster sitzen, einen Roman in der Hand, oder über die Auswahl einer Putzkrämerey studieren.

Aber ich bitte um Vergebung, daß ich so bürgerlich rede: es muß doch einen Unterschied geben.

Was würde man von Selinden in Gesellschaften sagen, wenn sie zu Hause ihrer sorglosen Amme zuvorkäme, und selbst ihr Kind wüsche und kleidete? kann sie sich doch selbst nicht ohne Hilfe ihres Putzmädchens anziehen. Ihre zärtliche Nase, nur gewohnt Lavendel und Ambra der süßen Herrchen zu riechen, würde den beleidigenden Geruch der Kindsstube nicht ertragen können. Sie ist zu empfindsam, und ihr Ohr zu melodisch gestimmt, um das Schreyen und Wimmern ihrer Kinder hören zu können. Daher sind sie in den äußersten Winkel des Hauses verwiesen, in ein finsteres, dämpfiges Zimmer, das keinen andern Zufluß von frischer Luft hat, als was sich in dem Vorhofe sammelt, und der nahe Pferdestall ausdünstet.

So wurde auch Selinde erzogen, und so erzieht Selinde wieder ihre Kleinen zu geistlosen, kränklichen Puppen. Ihrer Kinder wegen verläßt sie um keine Minute früher den Spieltisch, opfert keinen Ball, keine Promenade auf; nicht die geringste Einschränkung wird um dieser unbedeutenden Geschöpfe willen gemacht. Nun sind sie einmahl da; aber auch das war nicht ihre Absicht. Sie wollte nur einen Mann haben, der ihr schöne Robben, Spitzen und Bänder kauft, ihr Bediente und Pferde hält, und zu ihren Ausschweifungen Geld genug gibt; die Kinder sieht sie als eine überlästige Bürde des Ehestandes an.

Glaube man ja nicht, daß Selinde die einzige sey; es gibt ihrer hunderte, denn man hat die Erziehung in unsern Tagen zum Geschäft armer niedriger Menschen gemacht, die gerade, weil sie zu keinem andern häuslichen Geschäfte tauglich gefunden werden, nirgends besser angebracht werden können, als in der Kindsstube. — Welche schreckliche Aussicht in die Ferne des künftigen Alters! — Ha! ich sehe sie, die kommenden Menschen; elende, verschrumpfte Karrikaturen, Zwerge an Geist und Körper, ausgedörrte, kraftlose Gerippe, in deren zärtlichen Knochen stinkendes Eiter anstatt des Markes liegt, — Menschen, die von ihren Vätern nur den Nahmen mehr tragen. Ha! erschrickt man nicht schon jetzt, wenn man in ein Zeughaus tritt, und die Waffen unsrer Ahnen sieht, die unsre entnervte Hand kaum mehr von der Stelle heben kann? — Staunen wir sie nicht an, als Wunder der Vorzeit? Bald — bald wird man sie für Mährchen halten, die Thaten unsrer Väter. — Wie, wenn der Mensch so von Stufe zu Stufe herabsteigen sollte, wo wäre noch ein Planet für diese Marionettenfiguren? denn die Erde kann doch nicht lauter Würmer tragen? — O möchte der Ruf der Wahrheit aus dem Munde so vieler wackerer Männer, die sich gegenwärtig mit der Erziehung beschäftigen, in das Herz mancher Aeltern dringen, die schon seit lange vergessen haben, was sie ihren Kindern seyn sollten. —

Johanna und Ubald,
eine
Geschichte im alten Geschmack;
entlehnt
aus den Biographien der Selbstmörder.

An einem schwülen Sommerabende, so erzählte mir ein altes Mütterchen, saßen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfes L — r. Sie tranken, bis die Glocke eilfe schlug, und schwätzten in dieser, den Geistern geweihten Stunde ganz natürlich von Kobolden und Gespenstern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedient hatte, spielte den ungläubigen Thomas, spottete über jedes Histörchen, das die Andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geister und Kobolde nur eine Erfindung der alten Weiber wären. Wenn Du denn so gar viel Courage hast, fiel ihm Michel ins Wort, so geh doch jetzt auf unsern Kirchhof, und hohle das Todtengerippe her, das in der Halle steht. Thust Du dieß, setzte Jakob hinzu, so will ich Dich für den muthigsten Kerl im ganzen Dorfe halten, mit Dir an keine Geister glauben, und Dir noch obendrein einen neuen Thaler schenken. Der Ungläubige fing an zu wanken, und gestand endlich, daß er zwar nichts

fürchte, aber doch auch nicht freveln wolle. Gebt den Thaler her, ich hol's, sagte des Wirths Magd, die eben eine volle Kanne brachte, und dem Gespräche zuhörte. Die Bauern erstaunten sammt und sonders über diese Kühnheit, und versprachen den Thaler zu zahlen, wenn sie die Wette wirklich erfüllen würde. Käthchen sprang fort und setzte in wenig Minuten das Skelet an den Tisch der erschrockenen Bauern. Alle zitterten, der Ungläubige am meisten. Er versprach in der Angst der Magd einen zweyten Thaler, wenn sie es geschwind wieder forttrüge. Käthe nahm den Thaler, huckte das Gerippe wieder auf, und eilte damit der Halle zu. Als sie es wieder an seinen Platz setzen wollte, konnte sie es nicht von ihrem Rücken bringen. Sie versuchte es mit Gewalt, aber auch so gelang es ihr nicht. Sie bebte, und war einer Ohnmacht sehr nahe.

Das Skelet. (mit dumpfem und düsterem Tone) Ich lasse Dich nicht!

Käthchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, stehe mir bey!

Das Skelet. (mit noch ernsterer und schrecklicherer Stimme) Ich lasse Dich nicht!

Käthchen. Jesus Christus, erbarme dich meiner!

Das Skelet. (äußerst gräßlich) Ich lasse Dich nicht, bis Du meine Bitte erfüllst!

Käthchen. (zitternd und bebend) Was soll ich thun?

Das Skelet. Geh in die Kirche! Rechter Hand wirst Du ein offenes Gewölbe erblicken. Verfolge Deinen Weg durch die offene Thüre desselben, bis Du zu einem schwarz gekleideten Frauenzimmer kömmst. Diese bitte für mich um Verzeihung! Willst Du es thun?

Käthchen. Ich will!

Das Skelet ließ sie nun los; sie wollte fliehen, aber straks hing es wieder an ihrem Halse, und drohte sie zu erwürgen. Käthchen gelobte auf's Neue, und ging auch wirklich in die Kirche. Mit größter Angst näherte sie sich dem Gewölbe. Der Eingang war düster und dunkel. Weiter hin erblickte sie den Schein eines Lichtes, dem sie folgte, und am Ende das beschriebene Frauenzimmer, welches in einem großen Buche las. Blaß war ihr Gesicht; langes, blondes Haar hing zerstreuet über ihren ganzen Körper, und bedeckte an der linken Brust nur halb eine tiefe Wunde, aus der rosenfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunterströmte. Käthchen warf sich vor ihr nieder. Verzeihe, rief sie stammelnd, dem Todtengerippe, das draußen an der Halle steht, und mich zu Dir sendet. Langsam und traurig wandte nun die Lesende ihr Gesicht gegen Käthchen, schüttelte dreymahl mit dem Kopfe, und winkte ihr, sich zu entfernen. Käthchen sprang aus dem Gewölbe, und wollte eben so eilig durch die Halle rennen, als ihr das Skelet auf's Neue den Weg vertrat.

Das Skelet. Sie hat mir nicht vergeben! Ich weiß es! Aber der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb.

Gehe noch einmahl! Bitte, flehe! Bitte für Dich, für Dein Leben! denn kommst Du unerhört zurück, so packe ich dich bey den Haaren, und schleudere Dich an die Wand, daß das Gehirn in die Ecke sprißt, und von Deinem Frevel vierzig Menschenalter mit Schauder erzählen.

Mehr todt als lebendig schlich Käthchen auf's Neue nach dem Gewölbe, und bath noch einmahl laut weinend im Nahmen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geist schüttelte wie vorher dreymahl mit dem Kopfe.

Käthchen. O so verzeihe ihm wenigstens um meinetwillen! Er wird mich ermoden, zerschmettern, wenn ich ihm nicht Deine Verzeihung bringe. Du hast gewiß auch gelebt, weißt, was Jugend ist, und Jugend unternimmt! Ich lebte so gerne noch länger! O verzeih, vergib ihm!

(Der Geist seufzte, schüttelte wieder dreymahl mit dem Kopfe, und las weiter.)

Käthchen. Grausame, wenn Dir mein Leben, mein Tod so gleichgültig ist, so kann's Dir, die Du ein Weib zu seyn scheinst, doch nicht angenehm seyn, daß der Barbar mit mir ein Kind tödtet, das ich, allen Menschen verborgen, unter meinem Herzen trage, und dessen Geburtsstunde ich täglich erwarte. Wenn Du je Mutter warst, je ihre Liebe zu einem Kinde kanntest, so verzeihe ihm um des armen Würmchen willen, das Dich und ihn nie beleidigte, das jetzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun das Frauenzimmer in die Höhe, schlug freudig das Buch zu, löschte die Lampe aus, und verschwand, indem sie Käthchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte. Diese stand in diesem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, sah wie das Skelet ebenfalls zusammenstürzte, und kam noch diese Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geisterbanner nannte, der lange lebte, in allen seinen Unternehmungen glücklich war, und als Minister am Hofe — starb.

Das Mährchen der Alten gefiel mir. Ich hörte ihre Betheuerungen, daß dieses Alles so wahr, wie das Evangelium, mit schönen Worten an der Wand der Halle noch zu lesen sey, mit Geduld an, und dachte nur nach: Wie und warum ein Bauer oder Mönch diese für empfindsame Seelen gewiß anziehende Geschichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen ging ich in die Kirche des Dorfs, in der ich vorher nie war. Beym Eintritte in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich sah maschinenmäßig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemaltes Skelet, über dessen Haupte folgende Inschrift zu lesen war: Hihr stunte in natura das Totengerippe ynes uralden attelichen Rieters. Es wurde drimale beertigt, und am drieten Tage druf stunte es wieter uf diesem Ploze. Ana Katharina Reicherin erlössete es in der St. Joanis des Tufers

Nacht durch ihre Fürbiete Anno Christi 1627. Gott sie siner und oler christglaubichen Sehlen genatig und barmherzich. J. N. R. J.

Diese Inschrift erregte meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bath ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir von lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheile denkender Mann bekannt, ich konnte also auch eine seinen Grundsätzen gemäße Antwort von ihm erwarten.

Es geht ihnen wie mir, sagte er lächelnd. Auch mir gefiel das Mährchen, als ich's zum ersten Mahle erzählen hörte. Ich glaube aber die Wahrheit oder wenigstens die veranlassende Geschichte entdecket zu haben. Ich bath ihn, sie mir zu erzählen. Sie können sie selbst lesen, sagte er, und holte aus seiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unserm seligen Herrn sein Archiv ordnen, alle Dokumente und Papiere durchsuchen, weil sein zweyter Sohn deutscher Herr werden sollte. Unter andern fand ich auch diese Geschichte. Es thut mir leid, daß ich sie nicht wörtlich kopirte, aber ich wollte dazumahl selbst Autor werden, und kleidete sie nach meiner Art ein. Als ich älter und gescheiter wurde, dachte ich wohl, daß es dem Leser angenehmer wäre, sie in den altdeutschen, possierlichen Ausdrücken zu lesen, aber da war schon vor zwölf Jahren das Schloß, und mit diesem auch das Archiv abgebrannt, und nun müssen Sie sich's schon gefallen

lassen, sie nach meiner Façon zu lesen. Ich war neugierig, und wollte gleich anfangen. Können's ganz behalten, sagte der gutherzige Greis, können's vielleicht eher und besser benutzen als ich. Nur bitte ich die Nahmen der Familien zu verschweigen, weil sie noch existiren. Ich las hernach mit Vergnügen, was ich meinen Lesern hier wieder mit Vergnügen erzähle:

* * *

Johanna und Ubaldus.

Im Jahre 1362 gebar Margaretha von — ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild und folglich ein Muster der Schönheit, ein Engel in weiblicher Gestalt war. Damahls schämten sich die Damen noch nicht, ihre Kinder selbst zu stillen, und Margaretha saß oft in dieser liebenswürdigen Beschäftigung unter der großen Linde, die nahe an der ritterlichen Veste stand. Eine Wahrsagerinn oder Zigeunerinn ging einst vorüber. Edle Frau, gib mir eine Gabe! Du sollst sie reichlich erhalten, wenn Du mir das Schicksal meines Kindes enthüllst. Die Wahrsagerinn guckte lange in des Kindes Hand, und sagte endlich: In vieler tausend Hände habe ich schon gesehen, aber nie sah ich solche Linien! Meine Kunst wird an ihnen zur Stümperinn. Allem Ansehen nach wird Deine Tochter sehr

glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchste Menschenalter hinausläuft, ist in der Mitte zerrissen. Soll ich der Länge der Linie trauen, so wird sie länger leben als Du und ich, und ich und Du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, so wird sie früher sterben als Du und ich, und ich und Du. Kurz, sie wird sterben, und doch leben. Sie wird keine Kinder gebären, aber ein Knabe wird sie in das größte Elend stürzen, und ein anderer Knabe sie aus der größten Noth erlösen. Mehr weiß ich Dir nicht zu sagen. Margaretha bezahlte diesen Unsinn reichlich, und erzählte Alles ihrem Gemahl. Benno, so hieß der Alte, ließ diese merkwürdige Weißagung von einem gelehrten Mönch aufzeichnen, und verwahrte sie in dem vergüldeten Kästchen, das ihm ein Ritter der alten Minne aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte.

Johanna wurde nun größer, immer schöner, und theilte schon als Mädchen von fünfzehn Jahren auf einem Turniere den Preis aus. Ubald war der Sieger, sah diese aufblühende Rose, und liebte sie heftig. Er war ein schlanker, schöner Ritter, besaß feste Schlösser, viele Reisige, Knechte, und eine große Zahl Leibeigner. Mit allem Prunke damahliger Zeit umgeben, zog er am andern Tage auf des alten Benno Schloß, und warb um seine Tochter. Sie ist zur Gattinn noch zu jung, sprach der Vater, das weißt und siehst Du selbst; aber sollte ich weit und breit einen Gemahl für sie suchen, unter allen Rittern den mir gefälligsten wählen, so

würde die Wahl Dich treffen. Willst Du noch fünf Jahre harren, dann ist meine Tochter mannbar, und denkt sie um diese Zeit wie ich, so werde ich Dich mit Freuden als Sohn umarmen. Ubald erwiederte: Deine Tochter ist ein Schatz, auf den ich nicht fünf, sondern zehn Jahre harren will, wenn ich nur am Ende Meister des Schatzes werde. Sie ist schon in dem Alter, in welchem sie sagen und unterscheiden kann: Ob ihr ein Gesicht, wie das meinige, gefällt? Laß mich also heute und morgen mit ihr reden, und frage sie dann: Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, bewirthete seinen Gast auf's Herrlichste, und Ubald sprach viel mit seiner Tochter. Als er wieder fortzog, suchte die schöne Johanna vergebens ihre Thränen zu verbergen, und gestand endlich nach vielem Zureden ihres Vaters, mit jungfräulicher Scham, daß ihr der Ritter nicht gleichgültig, daß er der Mann sey, den sie lieben könne, wirklich schon liebe.

Ubald feyerte den Tag hoch, an dem er diese frohe Nachricht vom Vater hörte. Er besuchte seine Dame oft, zog an ihrer Seite auf die Jagd, und wurde bald von ihr mit aller Inbrunst, mit dem ersten aufbrausenden Jugendfeuer geliebt. Ihr Ritter erwiederte diese Liebe mit gleicher Stärke. Ihr Wink war sein Gebot, ihr Wille sein Befehl. Er hörte gleich Anfangs von ihr, daß sie den tapfern Mann besonders schätze, und er war bald der tapferste Ritter der ganzen weiten Gegend.

Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf, und bey ihrer ersten Versammlung wurde er zu ihrem Bundeshauptmann erwählet. Viele Aebte gaben sich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsstädte fürchteten ihn sehr.

Schon war das fünfte Jahr seines Harrens bald verflossen, schon machte er auf seiner Veste Anstalt, seine Braut anständig bewillkommen zu können, lud schon entfernte Ritter zum Verlobnißfeste, zum Turniere ein, als der Ruf in der Gegend erscholl, daß der Graf Eberhard *) seiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen **) halten, und zum ersten Preise einen ganz vergüldeten Harnisch aussetzen würde. Nur in diesem Harnische lasse ich mich von euch zum Altare führen, sagte Johanna im Scherze zu ihrem Ritter, der ihr dieß erzählte. Schnell nahm sie ihren Scherz zurück, als sie sah, daß Ubald ihn im Ernste nahm; aber es war zu spät, und der Ehrgeitzige zog ungeachtet ihrer Thränen am bestimmten Tage zur gräflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterschaft von vielen Ländern; aber Ubald siegte doch entscheidend, er stieß selbst das Oberhaupt der Ritter

---

*) Sein Geschlechtsname steht selbst im Originale nicht.

**) Dieß war damahls eine besondere Art der Turniere. Die Ritter fochten mit scharfen Lanzen, und selten wurde so ein Turnier zu Ernst gehalten, wo nicht mehrere Ritter todt auf dem Platze blieben.

mit den Hörnern *) vom Pferde, und erhielt aus der Hand der jungen Gräfinn den ersten Dank. Er näherte sich ihr, nahm seinen Helm ab, um den ihrigen zu empfangen. Zerstreuet hing sein gelbes, krauses Haar um sein Gesicht, und flatterte, der Fesseln entledigt, muthig in der Luft. Schweiß floß in Strömen über seine rothbraunen Wangen, und sein großes, feuriges Auge schoß Flammen um sich her. Lange zögerte die Grafentochter, ehe sie dieß schöne, äußerst reitzende Gesicht wieder bedeckte. Sie fragte nach seinem Nahmen, Stand, und setzte am Ende hinzu, daß sie sich freue, den tapfersten und schönsten Ritter gesehen zu haben. Am Abende fand sie der Vater in Thränen.

G. Eberh. Was fehlt Dir, meine Agnes? An einem so festlichen, Dir so ruhmwürdigen Tage hoffte ich, Dich nicht in Thränen zu finden. Sahst Du nicht, wie Fürsten und Grafen, wie alle Ritter nur nach einem Deiner Blicke geizten, wie sie Wunder der Tapferkeit thaten, und nur dem Einzigen, dem Löwenritter weichen mußten? Die Schmeicheley, die Du ihm sagtest, schmerzte Alle mehr, als die Wunden, die er ihnen schlug, mehr, als der Verlust des Preises, mit dem Du ihn kröntest.

Agnes. Eben dieser Unüberwindliche, dieser reitzende, schöne — O mein Vater! dieser Unnennbare ist die Ursache meiner Thränen!

---

*) Eine Gesellschaft der Ritter, die diesen Nahmen führte.

G. Eberh. Und warum?

Agnes. Er stritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht um mir seine Tapferkeit zu zeigen!

G. Eberh. Worauf gründet sich Deine Muthmassung?

Agnes. O ich sah's deutlich beym Turniere! Noch deutlicher beym Male! Er trägt das Bild, die Farbe einer andern!

G. Eberh. Nach diesem Allen zu schließen, wäre dir der Ritter wohl nicht gleichgültig?

Agnes. Gleichgültig? Nur nicht gleichgültig? Ich liebe — Nein, das ist noch zu wenig! Ich verehre — O das drückt's schon gar nicht aus! Ich hänge an seinem Blicke, ich weide mich an seinen Zügen, ich ergeße mich an seinen Worten, ich lebe und bebe bloß in ihm.

G. Eberh. Tochter!

Agnes. Der Sturm ist zu groß! Mein Herz ist zu gepreßt! Ich muß mein Leiden in die Brust meines Vaters ausgießen, damit er mir helfe, mich tröste. Ich schäme mich vor mir selbst, ich möchte mich in eine dunkle Höhle verstecken, und doch würde ich es auch dieser Höhle, den Bäumen im Walde erzählen. Wäre er noch frey, dieser große, dieser tapfere Ritter, und ich sein! O theuerster, bester Vater! Ich sein! Wer würde es wagen, mich und euch anzutasten? Ruhig könntet ihr das längste, größte Alter genießen, noch als Greis auf Krüken Jedem furchtbar

herumkriechen! Kein Feind würde sich Eurem Lande nahen, Alle würden horchen auf Euern Befehl, sich schmeichelnd um Eure Burg lagern, und sclavisch harren, bis es Euch gefällig wäre, ihren Zins anzunehmen. Und raubte der Tod Euch mir, so würden sie Alle auf die Knie fallen, in mir dem Unüberwindlichen huldigen, und meine Kinder als ihre Herrscher verehren. Aber so! — Wen kann ich wählen? Wen soll ich einst ehelichen? Da Alle sahen und hörten, daß Er nur unüberwindlich ist. Jeder, dem ich meine Hand schenke, wird um das Land beneidet, bekriegt, überwunden, vielleicht von ihm überwunden werden.

G. Eberh. Tochter! Tochter!

Agnes. Wenn er es nun wirklich thut, mich, mein Land überzieht! — Und muß er es nicht, da alle unsere Ritter wie Knaben von ihm behandelt, ihre Lanzen wie Ruthen zerbrochen worden? dann die Geliebte seines Herzens auf meinen Fürstenstuhl setzt, ich vielleicht ihr dienen, die Wärterinn ihrer Kinder seyn muß! O Vater! Ihn oder den Tod!

G. Eberh. Hast Du geendet?

Agnes. Nein, Vater, nein! Nach dem Gefühle meines Herzens muß ich immer, muß ich stets reden, aber nur von ihm! Da geht er! Da steht er! Dort sprengt er auf den sonst so tapfern Reynald zu! dort wirft er den —

G. Eberh. Halt ein, und laß mich reden, dann phantasire noch, so lange es Dir gefällt! Ubald ist ein

tapferer Ritter, stammt von einer Mutter her, aus der Wittenbergischen Linie der Sachsen; ich würde ihm also meiner Tochter Hand nicht weigern. Auch muß ich Dir offenherzig gestehen, daß ich schon daran dachte, schon die Vortheile überlegte. Er besitzt viele Schlösser und Vesten, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den so viele Eigenschaften reichlich ersetzen, und den ihm endlich der Kaiser auf mein Vorwort gewiß gewähren wird. Ich kam wirklich, um Dich auszuforschen, und — —

Agnes. Und finden mich elend, unglücklich, denn er liebt eine Andere!

G. Eberh. Ist dieß so ganz ausgemacht?

Agnes. Ausgemacht! Erwiesen! Denn ich bemerkte deutlich, daß er, als seine Lanze am Panzer des großen Robert absprang, bey'm Lenken des Pferdes das Bild küßte, und dann gestärkt durch diesen Kuß, Roberten wie einen Vogel in die Luft schnellte.

G. Eberh. Aber wessen Bild? Kann es nicht das Bild eines Heiligen, das Bild einer geliebten Schwester, das letzte Vermächtniß seiner Mutter gewesen seyn?

Agnes. O wäre es so! Sein Heiliger sollte auch mein Heiliger, seine Schwester auch meine Schwester seyn! Meine Busenfreundinn sollte sie werden, mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht ganz sein gehörte, und bethen auf dem Grabe seiner Mutter, die einen so schönen Sohn gebar.

G. Eberh. Ich will ihn morgen ausforschen!

Agnes. Und mich verrathen! Damit er meiner spotte, in der Geliebten Armen mich verlache!

G. Eberh. Agnes, sprich nicht Unsinn! Du verspottet! verhöhnt! Ha! ich fühle das stark! Eh' würde ich Dir das Schwert selbst in das Herz stoßen, ehe ich — —! Nein, bitten, werben muß er bey mir um Dich, flehen bey Dir um Deine Gunst! Er erhält mit Dir ein schönes Land, und dieß ist des Bittens und Flehens wohl werth.

Agnes. Wenn er aber nicht flehet, nicht bittet?

G. Eberh. So wird er nie Dein Gemahl, nie mein Sohn!

Agnes. Und wenn ich dann hinwelke, hinschmachte?

G. Eberh. So wird der Vater Leid um Dich tragen, Thränen im Verborgenen mit Dir weinen, aber der Fürst ungerührt hinter Deiner Leiche gehen, und nicht wanken, wenn man Erde auf den letzten Zweig seines großen Heldenstammes wirft. Darnach richte Dich! Morgen will ich mit dem Ritter reden.

Indessen der Vater so mit seiner Tochter sprach und die Letztere in banger Erwartung die Nacht durchwachte, lag Ubald auf dem gastfreyen Lager des Grafen. Er war müde und matt von den Thaten des heutigen Tages, und konnte doch nicht schlafen. Der goldene Harnisch glänzte im Dunkeln vor ihm, er dachte oft an seine Johanna, aber noch öfter an die schöne

Agnes, die einer Gottheit gleich, vor seinen Augen schwebte. Ihre Blicke waren in sein Herz gedrungen, das voll Bewunderung — was soll ich seine schändliche That länger verhehlen? — voll Liebe für sie war. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er wußte, daß sie ihn liebte, aber er hatte auch Mitleid mit seinem Herzen, das nur für die schöne Agnes schlug. Johanna war jetzt in seinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für seine Ritter und Knechte ein gutes Mahl bereiten würde, wenn sie ermattet vom Streite nach Hause gekommen; aber Agnes eine Heldinn, die mit ihm in den Kampf ziehen, an seiner Seite streiten, und ihn zu größerem Muthe anfeuern würde. Ganz natürlich war es also, daß er diese vorzog, und jene hindansetzte. »Sie wird mich vergessen, wie ich sie vergaß. Im Kampfe war ich noch ganz Liebe für sie, und ein Blick der großen Agnes entriß mich ihr. Kann und wird es ihr ja eben so gehen!« So dachte er, und so suchte er seine Untreue zu entschuldigen. Doch untreu wurde er seiner Meinung nach nicht, denn er war mit ihr noch nicht gesetzmäßig verlobt. Er harrte nur, und nach des Vaters Ausdruck stand es ihm und ihr frey, des Harrens müde zu werden. Freylich stellten sich ihm große Hindernisse in Weg, wenn er sich Agnesen sein dachte, aber eben diese Hindernesse spornten ihn noch mehr an, und Liebe und Ehrgeitz vereinigte sich, um die arme Johanna unglücklich zu machen.

Früh versammelten sich die Ritter zur Messe, Ubald eilte auch dahin, denn er hoffte Agnesen zu sehen. Johannens Bild, das er vier Jahre an seinem Halse trug, blieb vergessen an der Wand hängen, und da er mit der goldnen Rüstung auch der Gräfinn Schärpe erhielt, so schmückte er sich damit. Gestern sah er wie Mars, heute wie Adonis aus, denn er trug ein Wams von goldnem Stoff, gestickt mit Perlen. Agnese hörte hinter einem verborgenen Gitter Messe, Ubald suchte sie also vergebens, aber sie sah ihn, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der Schärpe, die sie an ihm bemerkte.

Nach der Messe reisten viele Ritter fort. Ubalds Pferde waren auch gezäumt, aber ein einziges Wort des Grafen hielt ihn zurück, ihn, den sonst nicht hundert Krieger eine halbe Minute von seiner Johanna abgehalten hätten. Bald nahm der Graf die Gelegenheit wahr, mit Ubalden allein zu sprechen, und bald gestand ihm Letzterer, daß er der glücklichste Sterbliche seyn würde, wenn er sich nur entfernte Hoffnung auf Agnesen machen könne. Sie soll Dein seyn, sagte der Graf, denn Du bist ihrer würdig. Du sollst mit ihr mein Land erben, denn Deine Tapferkeit verdient es. Komm jetzt zu meiner Tochter, laß uns hören, ob sie eben so wie ich denkt!

Agnes. Wie soll ich euch empfangen? Wie kommt ihr? Als Vater oder Herr?

G. Eberh. Als Herr, der unbedingten Gehorsam von der ersten seiner Unterthanen fordert.

Agnes. Ich bin also ausgeschlagen! Verworfen! Das deutsche Mädchen fühlt diesen Schimpf, und wird ihn rächen!

G. Eberh. Und die Fürstentochter?

Agnes. Wird, muß gehorchen! Doch wünschte! sie vom Vater zu erfahren: Ob er es ihm auch wirklich so nahe legte, daß er's begreifen konnte, sie sey es, die er ausschlug, deren Hand er verwarf?

G. Eberh. Er soll Dir's sagen, wenn er mit Dir reden wird. Aber jetzt antworte: Willst Du jeden Fürsten, Grafen und Ritter, er heiße, wie er wolle, kurz, er sey Ubald oder nicht, von meiner Hand als Deinen Gemahl annehmen?

Agnes. Wenn er mich an dem Stolzen rächt! Ja!

G. Eberh. Ja? So rasch, so schnell ausgesprochen! Ueberlege dieß wichtige Ja gut! Ich will es noch nicht als gesagt annehmen, und frage Dich zum zweyten Mahle?

Agnes. Ich habe nichts zu überlegen, wenn ich unbedingt gehorchen muß, und habe dennoch eine Bedingung hinzugesetzt, die der billige Fürst billigen wird.

G. Eberh. Wohl, ich gehe sie ein! Nur müssen wir hören: Ob der Liebhaber auch Muth genug hat, einen Gang mit dem Löwenritter zu wagen?

Agnes. Sehr schwerlich!

G. Eberh. Steht zu erfahren!

Er ging, und trat mit Ubalden wieder ins Gemach. Dieser stolze, tapfere Ritter, vor dessen Lanze Jeder erschrak, dessem Schwerte Jeder wich, stand nun schamroth und betroffen da. Er stotterte, sprach einige Worte, und stotterte wieder. Agnes schwieg ganz, denn Freude und Entzücken hemmten ihre Sprache. Der Vater half endlich, und brachte die Werbung in Gang. Ubald gab dann Agnesen den ersten Kuß der Liebe, und die später abreisenden Ritter nahmen schon die Neuigkeit von Beyder Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlichern Turniere mit sich. Er blieb noch einige Tage, und zog dann auch nach Hause, um bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlassene, ganz vergessene Johanna harrte indessen sehnlich auf seine Ankunft. Den Tag seines Turniers feyerte sie mit Fasten und Bethen für ihres Ubalds Wohl, und rechnete emsig nach, wann er wieder eintreffen könne. Zwey Tage wartete sie an der Heerstraße vergebens, und ging am dritten vor Aufgang der Sonne schon wieder dahin. Oft sah sie von weitem Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand sich immer betrogen. Fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon stand die Sonne am höchsten, schon kam ein Bothe von der Mutter, daß man mit dem Male auf sie warte, als sich neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp anzog.

Ehrenvester Ritter! sagte Johanna zu dem Vornehmsten, verzeiht meiner Neugierde! Woher kommt ihr?

Ritter. Edle Dame, ich komme vom Turniere, das der Graf Eberhard seiner Tochter zu Ehren gab.

Johanna. Wer kämpfte am besten? Wer erwarb den ersten Dank?

Ritter. Der tapfere Ubald, Schirmer der Vesten, die ringsumher liegen.

Johanna. (Ihr Herz schlug hoch, ihr Gesicht glühte) Ubald der Sieger? Zog er vor Euch aus? Oder hielten ihn Feste, dem Sieger zu Ehren, noch zurück?

Ritter. Kein's von Beyden, er — — —

Johanna. Oder ist er verwundet? krank? Wohl gar —

Ritter. Nein, edle Dame! Er machte nur mit einem Steine zwey Würfe, gewann den Preis und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohne. Doch verzeiht! Meine Dame harrt meiner! Bring' ich ihr auch nicht den ersten Preis, so habe ich doch den zweyten! Gott und Maria mit euch! (sprengt fort)

Johanna. (ihm nachschreyend) Was sagtet Ihr? Erklärt mir's deutlicher! (dem letzten seiner Knechte in Zügel fallend) O guter, lieber Mann! Was sagte Dein Herr? Ubald des Grafen Tochter zum Lohne?

Knecht. Ja, edle Dame! mein Herr log nie! Ich selbst sah es, wie Ubald beym gestrigen Abschiedsmale mit Agnesen liebäugelte, und hörte den Grafen

selbst sagen: Es wird ein schönes Paar werden! wenn Ihr etwa auf ihn harret, wenn er Euch den Preis des Turnieres versprach, so wartet Ihr vergebens.

Johanna ließ erstaunt den Zügel fahren, und wankte ohne Gefühl nach Hause. Vater und Mutter wollten sie trösten, aber sie nahm keinen Trost an, sie weinte, jammerte und welkte hin, wie eine Rose, an der ein Wurm nagt. Oft ging sie noch ans Fenster, sah vergebens hinaus, und horchte, wenn sie der Rosse Trab hörte. Aber ihr Treuloser dachte nicht mehr an sie, und war zu höflich, ihr mit seiner Gegenwart beschwerlich zu fallen. Ihr Vater sah, fühlte ihr Leiden, und zog hin auf Ubalds Burg, um von ihm selbst zu hören: ob seine Tochter eine so ehrlose Dirne wäre, die man so wegwerfen könne, wie man wolle? Aber die Wächter ließen ihn nicht ein, und spotteten von der Warte des alten Graukopfs. Wuth und Rache schäumend, ritt der alte Benno nach Hause, und als Jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald nun hinziehen würde, um seine Hochzeit zu feyern, so wartete er, nur von zweyen seiner Knechte begleitet, an einem Scheidewege des Kommenden. Ubald zog bald darauf mit einem Trosse von zweyhundert Pferden bey ihm vorbey.

Benno. Wenn Du ein Ritter, ein ehrenfester Mann bist, wenn nicht jeder Schildknappe Deiner spotten, dich ins Gesicht eine Memme schelten soll, so stehe, und gib Rede und Antwort!

Ubald. (stand)

Benno. Johanna ist meine Tochter! Ich fordere in ihrem Namen Rechenschaft von Dir!

Ubald. Ich streite nicht mit Greisen!

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave! stehe und rechte!

Ubald. So sey's! wie willst Du streiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod! Ohne Helm, ohne Schild!

Sie stiegen vom Rosse, schnallten ihre Harnische ab, und in wenig Augenblicken fiel der beleidigte, muthige Greis durch seines Beleidigers Schwert. Ubald jammerte sehr. Ich wollte, sagte er, daß mich Johanna vergessen, aber nicht, daß sie mir fluchen sollte! Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beyden Knechte, und zog, mit des Greises Blut bespritzt, zur Hochzeit.

Johanna hatte eben so wie ihr Vater, die Bothschaft von der Hochzeit ihres Ungetreuen vernommen, und wollte, eben so wie er, am Wege seiner warten. Nicht, um mit ihm zu kämpfen, sondern ihm alle seine Schwüre und Geschenke zurück zu geben, ihn zu bitten, ihr ein Leben zu nehmen, das sonst Wonne, jetzt Qual für sie sey, oder wäre er so ungroßmüthig, ihre Bitte nicht zu erfüllen, ihn wenigstens noch ein Mahl zu sehen, und dann auf immer in einem Kloster ihr Leben zu vertrauern.

Das wachsame Auge der Mutter verhinderte sie, um die bestimmte Zeit abzureisen, sie warf sich erst um Mitternacht auf das Pferd, und wie die Sonne sie beleuchtete, so begegnete sie dem Leichnam ihres Vaters, den seine Knechte auf sein Pferd gelegt hatten, und traurig nebenher ritten. Als sie ihn erkannte, stürzte sie vom Pferde, und die beyden Treuen hatten nun zwey Todte zu führen. Nahe beym Schlosse erhohlte sich Johanna, um ihr arme Mutter im gleichen Zustande zu sehen. Bennos Körper wurde endlich beerdigt. Die Thränen aller seiner Unterthanen, die stumme Verzweiflung seines Weibes und Kindes gaben ihm das laute Zeugniß, daß er ein sanfter Herr, ein guter Gatte und Vater war.

Nach neun Tagen erfuhr die trostlose Johanna von einem Schildknappen den Namen des Vatermörders, welchen man ihr bisher sorgfältig verschwiegen hatte, und noch an diesem Tage nahm sie ein Pferd, und entfloh ihrer Mutter auf's Neue. Viele Ritter, die zu Ubalds Hochzeit zogen, begegneten ihr auf des Grafen Burg, verwunderten sich, eine edle trauernde Dame so allein ziehen zu sehen, ehrten ihr Leid, das sie nicht kannten, und nahmen sie unter ihrem Schirme mit auf die Burg. Viele Vornehme, denn man dachte damals noch sehr gastfrey, trugen ihr eine Wohnung an; sie schlug dieß Anerbiethen aus, und zog in die Hütte einer armen Frau, deren Dienste sie reichlich belohnte.

Ubalds Hochzeitfest erschien. Er und Agnese schwammen in Wonne, im Gefühle der nahen Glückseligkeit. Sie zogen in größter Pracht und Herrlichkeit in die Kirche. Dreyhundert Ritter, fünf und sechzig edle Damen, und siebenhundert Knechte begleiteten sie zu Pferde. Der Zug ging bey Johannens armseliger Wohnung vorbey, und sie folgte allein im Trauerkleide dem fröhlichen Zuge.

Schon traten die Verlobten zum Altare, schon begann der Priester die Trauung, als Johanna das schärfste Schwert ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Versammelten auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, mordbrüchige Memme, stirb! In diesem Augenblicke stieß sie mit dem Schwerte nach ihm, aber Ubald wandte sich, und der Stoß fuhr, ihn nicht beschädigend, unter dem Arme durch. Hingerissen von Erstaunen, erschrocken vor der nahen Gefahr, taumelte er einige Schritte vorwärts, und Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeihe dir, ich kanns nicht! schrie sie noch, kehrte die Spitze des Schwertes schnell gegen sich, und rannte damit gegen den Altar. Das Schwert fuhr ihr durchs Herz, und sie sank todt nieder.

Gemurmel und Lärm folgte nun auf die Todtenstille, die bisher herrschte. Die Kirche war durch Mord entheiligt. Der Priester floh, und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß seine Tochter von Ubalds Seite, und er stand einsam, allein, ohne vielleicht zu sehen,

zu fühlen, was vorging. Er war durch eine todte, edle Dame unauslöschlich mit Schande gebrandmarkt, und konnte sie nach den Gesetzen der Ritterschaft nicht mehr abwaschen. Zwey Stunden darnach sah man ihn aus der Kirche wanken, einige seiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit sah man ihn nicht mehr. Johannens Leichnam wurde der Mutter geschickt, und Agnese, für die der beschimpfte Ubald auf immer verloren war, nahm den Schleyer an, und starb, nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers, als Abtissinn im Geruche der Heiligkeit.[1]

Die arme, äußerst gekränkte Margaretha sandte in alle Ecken Bothen nach ihrer verlornen Tochter aus, und alle kamen ohne tröstende Nachricht zurück, denn sie suchten Johannen nicht unter den Rittern, mit denen sie zog. Am Sterbetage ihrer Tochter wandte sie sich müde auf ihrem Lager, und schlief ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erschien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Brust.

Mutter, sagte sie langsam und traurig, ich bin todt, habe mich selbst entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen; bestattet ihn im Todtengewölbe meines Vaters. Bethet für mich, denn ich bin unglücklich! Der Gerechte sprach ein strenges Urtheil über mich aus. Ich lebe noch, und bin doch todt! Im Todtengewölbe, dessen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen sollt, nicht mehr eröffnen könnt, werde ich Tag und Nacht auf Erlösung harren, und

nie erlöset werden. Nie! schrie Margaretha im Traume, das wäre schrecklich! So gut als nie, antwortete der Geist. Ubald wird nach einigen Jahren Reue auch fallen. Sein Skelet wird, nach des Verhängnisses Schluß, vor die Thüre meines Begräbnisses zu stehen kommen. Ich werde so lange schmachten und lesen, er wird so lange stehen und harren, bis ein noch nicht gebornes Kind für ihn bey mir bittet. Wird, kann dieß je geschehen? Und doch glimmt noch Hoffnung in meiner Brust! O bethet für mich!

Sie verschwand. Margaretha erwachte und sahe am dritten Tage mit größtem Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den sie in dem Todtengewölbe beerdigen, die Thür auf ewig schließen, und alle Tage in der Kirche Messe lesen ließ. Der Geschichtschreiber F. Augustinus Bornerius oder Bonorius, ein Barfüßer-Mönch, versichert hier, daß er diese Stiftungsmesse selbst fünfzehn Jahre gelesen, und deutlich bemerkt hätte, daß sich beym Anfange der Messe jedesmal die Gewölbthüre aufgethan, und mit dem Ite, Missa est! wieder von sich selbst geschlossen hätte. Er und viele andere Priester sahen die Wunder, aber die Layen sahen sie nicht.

Nach zehn Jahren kamen einige fremde Reisige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, sagten sie, Ihr könnt uns wohl am besten sagen: wo Eurer Tochter Grab ist? Wir haben Aufträge dahin von unserm todten Herrn! Sie erzählten

dann, daß sie Ubalds Reisige wären, der, nach Johannens That, ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen fiel, und im Todeskampfe verlangt hatte, daß sie seine Gebeine nach Deutschland führen, und an seiner Seite Johanna beerdigen sollten. Ein griechischer Arzt hatte ihn auf ihr Verlangen skeletisirt. Da sie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröffnet werden könne, so setzten sie das Skelet, das sie in einem Sacke bey sich führten, zusammen, und stellten es neben die Thür. Wenn nun, sagt der Geschichtschreiber, das Gewölbe bey der Messe sich öffnete, so wandte sich auch das Skelet, und sah traurig hinein.

Jeder meiner Leser kann und mag diese Geschichte ebenfalls für ein Mährchen halten. Ich trenne Wahrsagung und Traum davon ab, und sehe dann nicht ein: Warum ich und sie solche nicht als geschehen annehmen könnten? Sie ist freylich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, aber seine Zusätze scheinen sichtbar durch, und wenn man bedenkt, daß die Geschichte in einem Familienarchive aufbewahrt wurde, so findet man noch mehr Grund, das Wahrscheinliche derselben nicht zu bezweifeln.

Das Mährchen der alten Mutter erklärt sich durch die Geschichte ganz. Eine gute, mitleidige Seele wollte die armen Verliebten nicht länger leiden lassen, und hieb, wie Alexander, den Knoten entzwey, da sie ihn nicht ganz aufzulösen vermochte.

Ein Pendant

zur vorigen

Geschichte, vom Verfasser des Sittenblatts zur Probe einer Nachahmung verfasset.

Am Ufer der Donau, unweit eines kleinen Dorfes, ragten auf einer Anhöhe noch verschiedene Ruinen eines alten Gemäuers hervor. Es ging die Sage, daß ein Raubschloß in dieser Gegend einst war, und alte Mütterchen sahen in heiligen Nächten aus dem Schutte der alten Veste herumwandelnde Lichter. Ein großer weißer Schimmel ohne Kopf soll auch von dieser Gegend an bis in das benachbarte Dorf einen Fremden einst begleitet haben, und schnell bey dem Wirthshause verschwunden seyn, als ihm der Wanderer mit einem Vergelt es Gott dankte.

Niemand wußte in dieser ganzen Gegend so viel Zuverläßiges von diesem Schlosse anzugeben, als ein alter Hirt, der von seinem Urgroßvater noch verschiedene Nachrichten zu erzählen wußte. Es war einst an einem heiligen Weihnachtsabend, als in Nachbar Hansens Wohnung verschiedene Bauern in Heimgarten kamen, und den Abend über mit Mährchen verschwätzten, bis es Zeit in die Mette war. Valentin, so hieß der Hirt,

war auch mit, und er fing so zu erzählen an, als die Reihe an ihn kam: Seht, ihr Nachbarn! ich weiß es noch so gut, als wäre es heute. Ich war noch so ein Bube, saß meinem Vater auf seinem Schooß, und hörte den Wunderdingen zu, die er von alten Schlössern erzählte. Da fing er an, und machte das heilige Kreuz, daß uns Gott alle, die wir da sind, von bösen Geistern bewahren wolle, aber gewiß war es doch, daß so ein Poltergeist in unserm Schloße regierte. Was sagst Du? erwiederten die Bauern, ein Poltergeist? Ja sag ich euch, ein Poltergeist, fuhr mein Ahnherr fort, und horcht nur, was sich Alles fügte:

Wie gesagt, ein Poltergeist war im Schloß, aber damahls war das Schloß noch nicht so zerfallen, wie jetzt, es war noch dort und da ein Zimmerchen darin, wo man wohl noch wohnen konnte, aber niemand wollte hinein, denn es wüthete des Nachts fürchterlich herum.

Es war in Kriegszeiten, sagte mein Ahnherr, als spät am Abend, eben in der heil. Thomas-Nacht, ein alter Offizier kam, der sich im Wirthshause einquartieren wollte; allein es war Alles besetzt, und er fand keinen Platz.

Das Wetter war kalt, und es stürmte und schneyte, daß es nicht fortzukommen war. Die Bauern aßen Käse und rauchten schwarzen Tobak, daß es in der Zechstube stank wie die Pest. Beym Element! fing der Offizier an, habt ihr denn keine Hundshütte, wo ich

bey euch übernachten kann! Ich wollte mir da ein Strohlager zurecht richten lassen, aber ich wollte lieber beym Teufel wohnen, als da bey diesem Höllengestanke. Wenn Sie Lust haben, sagte der Wirth, beym Teufel zu wohnen, so finden Sie noch Platz genug. Sie dürfen nur ins alte Schloß hinaufgehen, da finden Sie guten Platz, aber Gott segne Ihnen Ihre Nachtherberge. Weiset mir den Weg, sagte der Offizier, und bekümmert Euch um das Übrige nicht! Er nahm Branntwein und Brot mit sich, ließ sich Feuer machen, und kampirte im ersten besten Zimmer im Schlosse. Von seinem Zimmer sah er durch ein Fenster in die alte Kapelle hinab, wie ihr wisset, und die noch zu sehen ist. Dort, Nachbar! wo jetzt die Feldkapelle steht, und wo der große Grabstein liegt, auf dem der geharnischte Mann ist, dort, Nachbarn! war die Schloßkapelle.

Um Mitternacht hörte der Offizier ein erschreckliches Gerassel; er sah in die Kapelle hinab, und fand, daß sie durchgehends beleuchtet war. Der große Grabstein, der an der Mauer war, öffnete sich von sich selbst, und ein vom Fuß auf geharnischter Mann trat aus dem Grabe. Der Offizier wollte seinen Augen nicht glauben, er nahm seine Blendlaterne, und ging in die Kapelle. Ganz über seine Erwartung war es, daß er wirklich den Grabstein offen fand; er sah in die Oeffnung, und eine steinerne Treppe führte in eine Todtengruft hinunter. Der Offizier wagte sich hinab, da war ein zinnener Sarg ohne Deckel; der Offizier legte sich

in denselben, nachdem er vorher seine Laterne zu Seite setzte, und erwartete den Geist.

Nach einer halben Stunde kam das geharnischte Gespenst zurück, und näherte sich seinem Sarge. Wer bist Du? fing der Offizier an: und wer berechtigt Dich, die Sterblichen in diesen Stunden zu beunruhigen? Bleib in Deinem Grabe, und wage es nicht mehr, in dieser Gegend herumzuwandeln, oder ich will die Knochen Deines Skelets zusammenschlagen, daß der Harnisch von Deinem Gerippe fallen muß! Wenn Du Leute die Nacht durch beunruhigen willst, so beunruhige die Schlemmer in der Stadt, und laß den ehrlichen Landsmann und den braven Soldaten ungehudelt. Der Geist hob seine Hände aufrecht, und sagte: Du hast mich erlöset, denn ich war verurtheilt herumzuwandeln, bis ein Sterblicher durch außerordentlichen Muth die Stärke seiner Herzhaftigkeit zeigen würde. Der Offizier verließ den andern Morgen das Schloß. Seine Haare waren grau wie Eis, und sein Bart weiß wie Schnee. Er verließ auch bald hernach die Welt, und begab sich in ein Mönchkloster, wo noch in der Chronik diese Geschichte aufgezeichnet stehen soll; so sagte Valentin. Allein Paul, der Sohn eines Bauers, der ein wackerer Junge war, und in der benachbarten Stadt schon einige Jahre studierte, schüttelte immer den Kopf. Valentin! sagte er endlich: Dein Ahnherr war ein guter Mann, allein in dieser Geschichte stecken viele Unwahrscheinlichkeiten. Es mag wohl was hinter der Sa-

che seyn, aber so ist sie gewiß nicht, wie Du sie erzähltest. Ein Mährchen pflanzt sich leicht durch Jahre und Jahre fort, und die Wahrheit verliert sich leicht im Nebel der Vorzeit.

Wenn Ihr mich anhören wollet, so will ich Euch die wahre Geschichte erzählen, ich las sie selbst in dem Kloster zu N., sie ist diese:

Heinrich und Eduard.

Es war ein alter Graf, der hieß Heinrich, seiner Natur nach ein rauher Mann. Nach den Sitten jener Zeiten konnte er seinen Mann zu Boden werfen, etliche Maaß Wein auf einen Zug trinken, und ein Pferd todt reiten. In der ganzen Nachbarschaft fürchteten ihn die Edlen und Ritter, und man nannte ihn den Wilden.

Wenn er fluchte, so war es als wenn ein Sturmwind durch Gehege sauste, und wenn er stampfte, so zitterte die Erde unter seinem Fuße. Sein Blick war wie ein verzehrendes Feuer, und sein Auge war fürchterlich wie der Vollmond beym Aufgang in einer nebligen Nacht. Seine Haare waren starr wie abgeschnittene Mähnen von Pferden, und sein Bart drehte sich aufwärts wie der Bart einer Tigerschnautze.

Da er noch ein Bube war, verrieth sich schon seine Wildheit, denn es war kein lebendes Thier im Schlosse, das er nicht würgte.

Morden war sein Vergnügen, und tödten war seine Lust. Zur Unterhaltung kämpfte er mit Stieren, oder suchte im Walde Schweinbecker auf, und schlug sie mit Fäusten todt. Seine Lieblingsgeschöpfe waren die Schweine, er hatte zehn bey sich auf seiner Burg, die ihn bey der Tafel und im Bette nie verließen.

Einen Diener, der unglücklicher Weise eines dieser Thiere beschädigte, warf er zum Fenster hinunter, und einem andern, der ihnen die Speisen nicht gut genug bereitete, trat er die Gedärme aus.

Zum Frühstücke trank er warmes Pferdblut, oder wenn er Lust am Morgen zum Essen hatte, so riß er dem nächsten besten lebenden Thiere einen Brocken Fleisch mit seinen Zähnen aus dem Körper, und kauete bis von Blut und Saft sein Wams röthete.

Er war fünf und zwanzig Jahre alt, als sein Vater starb, und Heinrich Herr der hinterlassenen Herrschaft wurde. —

Da wollte er heirathen, aber weit und breit floh jedes Mädchen vor ihm, und jeder Vater sperrte seine Tochter ein, wenn es hieß, daß Heinrich auf die Jagd ging.

In der Gegend lebte ein schönes Fräulein, sie hieß Hedwig, und war die einzige Tochter eines würdigen Ritters. Sanft war ihre Bildung, wie das Mondlicht in einer Frühlingsnacht, und rein war ihr

Herz, wie der Thautropfen des Morgens, der an der Lilie hängt.

Eduard, ein edler Jüngling, liebte die Schöne, Hedwig liebte den Jüngling. Die Tage der Hochzeit waren schon bestimmt. Schon eilte die Braut an der Seite ihres Vaters zu der Burg ihres Geliebten, da Heinrich sie unterwegs begegnete, den alten Vater sogleich erwürgte, und das Fräulein entführte. Ohnmächtig lag sie noch in den Armen des Wilden, als sie in Heinrichs Veste gebracht wurde. —

Vergebens wandte Heinrich Alles an, um das ihrer Sinne betäubte Mädchen ins Leben zu bringen. Blaß wie eine Leiche, einer Narzisse ähnlich, die unter der Sense gesunken ist, lag sie gestreckt auf dem Ruhebett im Vorschlummer des Todes. —

Der wilde Heinrich staunte sie an, und zum erstenmal regte sich sein Herz zu einem Menschengefühle, es war, als wollte eine Thräne sein Auge netzen; allein die Wildheit vertrocknete den Tropfen, ehe ihn die Empfindung zur Thräne bildete.

Er war wüthend. Werft, schrie er zu seinen Dienern, diese Dirne zur Thür hinaus! Was soll ich mit diesem Fratzengesicht?

Ein einziger Sturm hat sie schon entblättert, es ist Zuckerwerk, taugt nichts für meinen Magen. Hedwig kam nicht mehr zu sich; sie war entschlafen, und der mitleidige Tod schloß ihr die Augen vor dem Anblick des Ungeheuers. Heinrich ließ sie in einen zinner-

nen Sarg in die Todtengruft legen; sah sie nochmahl an, und rief: Schwaches Geschöpf! Du solltest eine Mücke geworden seyn; und ging wieder ganz unempfindlich auf seine Stube.

Mittlerweile, als Dieses geschah, wartete Eduard hoffnungsvoll auf seiner Veste. Der Gedanke an seine Geliebte war die einzige Nahrung seiner liebenden Seele, aber vergebens richtete sich sein Auge nach dem Ort, von dem seine Hedwig kommen sollte. Schon schlug unruhig sein Herz, schon floß manche Thräne aus seinem Auge, schon wandelte er ihr entgegen, als er die traurigste aller Nachrichten erhielt. —

Betäubt war Eduard eine Weile, allein Entschlossenheit erwachte bald in seinem Busen. Hedwig ist in Gefahr, was ist mehr nöthig um Eduard Muth und Stärke zu geben? —

Schon eilte Eduard mit dem Treuesten seiner Diener an Heinrichs Veste, um seine Braut und Hedwigs Vater zu rächen; allein Ueberlegung hielt den Jüngling zurück. Was willst du thun? sagte er sich: Heinrich wird sich zur Gegenwehr stellen, du wirst unterliegen, oder nicht unterliegen, und doch unglücklich seyn? Verzeihung dem Bösewichte, die Gottheit wird seine Schandthaten rächen; ich will nichts, als was mein ist, meine Hedwig!

Er schickte einen der Vertrautesten seiner Diener an Heinrichs Veste, und trug ihm auf, sich um Hedwigs Zustand zu erkundigen. Es gelang ihm, dem Treu-

en, daß er einen von Heinrichs Dienern auf seine Seite brachte, der ihm Alles umständlich erzählte.

Eduard war untröstlich; er wollte noch seine Hedwig sehen, und durch vieles Versprechen willigte endlich Heinrichs Diener ein, den unglücklichen Eduard, durch eine heimliche Fallthür in die Veste zu bringen, und ihn in die Gruft zu Hedwigs Leichnam zu führen. Nur zu verweilend wälzten sich die Stunden des Tages am Rade der Zeit ins Vergangene. Tausendmahl wünschte er sich die Nacht, und verwünschte die langweilige Sonne. —

Endlich war es Nacht; schon war Eduard an dem bestimmten Orte; die Glocke schlug zwölfmahl in der Veste; man öffnete, und Eduard wurde beym Schein der düstern Lampe ins Todtengewölbe geführt.

Da sah er seine Geliebte, sah sie, und sank hin an ihren kalten Busen. Entferne Dich, sagte er dem Diener: ich will Dich reichlich bezahlen; komm erst nach einer Stunde wieder.

Heinrichs Diener entfernte sich. Eduard war nun allein bey Hedwig!

Muß ich Dich so sehen, Geliebte meiner Seele! fing er an, so sehen? am Tage unserer Hochzeit? O erwache wieder! Schönstes der Geschöpfe! erwache, um deinen Eduard zu lieben!

Während Eduard im besten Zutrauen bey Hedwigs Leichnam war, ging der boshafte Diener hin, und verrieth Alles dem bösen Heinrich. Heinrich griff

wüthend nach seinem Schwerte, und eilte in die Gruft. Allein kaum erblickte ihn Eduard, als Rache und Wuth in seinen Nerven glühten. Feuerfunken statt Blut rollten in seinen Adern; er fiel ihn wie ein Löwe an, und stürzte auf einen Stoß das Ungeheuer zu Boden, daß es seine Seele zur Hölle aushauchte.

Eduards Diener, die sich während der Zeit der Veste näherten, hörten den Tumult, drangen durch die Fallthür, die Heinrichs Diener zuzuschließen vergaß, in die Burg, und metzelten Alles nieder.

Eduard war schon Sieger, als er sich nochmals seiner Geliebten näherte, die allgemach von ihrem Todtenschlummer erwachte. Hedwig war nicht todt, nur eine Ohnmacht fesselte die Kräfte ihres Geistes in ihrem leidenden Körper.

Wer kann die Freude und das Vergnügen schildern, die Eduard empfand, als der Himmel ihm seine Hedwig wieder gab? Begleitet von seinem Treuen, eilte er mit seiner Geliebten auf seine Veste zurück, und feyerte nach etlichen Wochen, als Hedwig vollkommen hergestellt war, den glücklichsten Tag seines Lebens.

Heinrichs Schloß war zerstört, sein Körper in die Gruft gelegt, und selber mit einem großen Marmor vermauert, auf welchem der geharnischte Mann noch zu sehen ist.

Diese Geschichte wurde öfters erzählt, und vom Erzählen und Wiedererzählen verlor sich die Wahrheit in ein Mährchen.

Zum neuen Jahr
an
meinen Fürsten.

Du, den die Gottheit uns zum Vater gab,
Fürst! sieh die tausende der Kinder,
die Dir die Vorsicht anvertraut,
sieh, wie ihr Herz, gerührt von Deiner Güte,
dem Deinen warm entgegen pocht!
Das sanfte Feu'r, das durch die Adern strömt,
das jedes Herz belebt, dieß Feuer
ist sanfte Kindesliebe.
Vom Bettler an, der in der Hütte ruht,
bis zu dem Mann, den die Geburt erhebt,
der in Pallästen wohnt, herrscht Liebe,
Liebe ja für den, der unser Vater ist.
Ach! laß uns, bester Fürst! Dir es oft sagen,
daß alles Das, was uns belebt,
daß alles Das, was uns das Daseyn gibt,
daß unsere Existenz die Deine ist.
Stets kettete die Liebe uns an Fürsten.
Sieh den Altar, auf dem, gestreut
von unsrer Väter Hand,
Noch Weihrauch dampfet,

dampft zur Gottheit auf
für's Wohl des Herrschenden.
O sieh uns auch gebeugt zur Erde,
wie unser Blick sich durch die Wolken drängt,
um Götterseligkeit für Dich zu flehen —
zu flehn Glück auf Dein Haupt.
Ein Blick von Dir ist Sonnenblicken gleich,
die jede Blume sanft erwärmen,
vom Veilchen an, das in dem Thale steht,
bis zu der Lilie, die auf den Bergen glänzt.
O sey uns stets, was Du uns wirklich bist,
und nie entzieh des Unglücks Wolke
uns Deinen Schutz,
denn da Du unser Aller Seele bist,
so ist Dein Daseyn und Dein Leben
das unsrige.
Nimm unser Hab, nimm Alles, was wir haben,
es ist ja Dein, weil wir die Deinen sind,
nur nimm uns Dich und Deine Liebe nicht

Zum neuen Jahre
an die edlen Damen unsrer Stadt,
die Gattinnen und Mütter sind.

Ihr! die ihr wie die Rosen im Frühjahre
für das Aug' des Gärtners blühet,
Ihr! der Frauen edelste,
so blühet ihr — für eure Gatten.
Reitzend und schön sind eure Züge,
reitzender als die Züge der Venus;
denn Minervens Geist erhöht eure Bildung.
Geist und Empfindung sprechen
aus dem seelenvollen Auge
Hörbar für den, der die Seelensprache versteht
im erklärenden Blicke.
Der Pinsel des besten der Künstler
schildert nicht die rührende Scene,
wenn eure Kinder aufmerksam auf eure Lehren
an euern Armen hangen.
Entfernt lächelt der Gatte, und fühlt
ganz die Freude, Vater zu seyn.
Der Tugend harmonische Stimme
tönt mit Sanftmuth von euern Lippen

ins zarte Ohr des horchenden Knaben,
und wie die Biene Honig aus den Blumen sauget,
sauget das Mädchen Labung für's Menschenherz
aus euren Lehren.
O ihr Edlen! wie soll ich euch nennen?
Empfanget den edelsten der Wünsche,
die die Menschheit zum Himmel schicket,
den Wunsch — der längsten Erhaltung!
Lebet glücklich — und genießet lang die Wonne,
das Glück der Menschheit zu fühlen,
Lang das Glück
Gattinn und Mutter zu seyn.

An
Herrn Le Brun.

Orpheus schweigt, wenn Le Brun spielt,
der Ton verläßt Appollo's Leyer
und Seelenwonne wiegt
den Menschen ein,
im Vorgeschmack der seligsten Gefühle,
die einst die Götter nur genossen,
ehe Le Brun war.
Die Nachtigall vergißt die süßen Töne
und horcht, der Schäfer schweigt und sinkt
im Taumel des Gefühls an den Busen der Geliebten,
die Leidenschaft weiß keinen Ausdruck mehr,
wenn Le Brun spielt.
Empfindung, Seligkeit und Wonne,
der Gottheit Kind — die Harmonie,
belebt — beseelt den Horchenden.
Wenn Le Brun schweigt, ach! wie verdrießlich
erwacht man nicht von dem Genusse der Götterwonne
zurück in's Menschenleben,
in's Leben armer Sterblicher.
Der Ton mit dem die Gottheit spricht

in's Geisterherz — ist Le Bruns Ton,
und wenn in himmlischen Gefilden
die schönste Harmonie das Glück der Geister ist,
so muß von diesen Seligkeiten
der Herold — Le Brun seyn.

An die
Madame Le Brun.

Als Le Brun noch Mädchen war,
horchte sie einst im Gebüsche
der edelsten der Nachtigallen zu;
Apollo's trefflichste, die sang.
Entzückt von ihrer Zauberstimme,
sank Le Brun hin am wilden Rosenstrauch.
Der Gott der Töne sah es und gab
der Philomelen schönste
dem guten Mädchen zu erzieh'n.
Allein, beraubt der Freyheit ihrer Schwingen,
in Käfig eingesperrt, starb Philomele bald.
der Gott bedau'rte sie, und Jupiter
um ihn zu trösten,
versetzte seit der Zeit der Nachtigallen Töne
in Le Bruns Lied.

Zum neuen Jahr
an mein Weib.

Liebst du mich nicht, so reizt die schönste Quelle,
Die schönste Gegend reizt mich nicht,
Und traurig murmeln dann die Wasserfälle,
Die Sonne selbst verliert ihr Licht.
Vergebens winken mir die reifen Felder,
Vergebens lacht die angenehmste Flur,
Der Hayn ist mir verhaßt, ich flieh die Wälder,
Ich flieh mich selbst und die Natur.
Wenn du mich liebst, ist mir die Wüste schön,
Und jeder rauhe Morgen heiter.
Der Nord wird sanft um meine Schläfe weh'n,
Der rauhe Winter duftet Kräuter.
Vergnügen schickt die überschneite Fläche
Mir von den dürren Wipfeln zu;
Es rauschen mir gefrorne Bäche,
Und bey dem Sturmwind find' ich Ruh.

An alle Menschen.

Euch Allen, denen die Gottheit Seelen
und Herzen zum Gefühle gab,
euch Allen, wer ihr seyd, vom edlen Bettler an
bis zu dem König — euch Allen wünsche ich
den seligsten Genuß des Lebens.
Denn leben hieß uns Gott, und leben, das heißt fühlen,
und fühlen heißt ein fühlbares Wesen seyn.
Lebet Alle — der Tugend treu, weil Harmonie
der Schöpfung Tugend ist.
Lebt, aber nicht ein träges Pflanzenleben,
ein Menschenleben lebt, des edlen Funkens würdig,
der aus der Gottheit Wesen
in unsere Herzen floß,
und nicht erstirbt, wenn auch die Hülle,
in die die Gottheit ihn gehaucht,
am Ruder der Galeeren sitzt.
Seyd Menschen, und fühlt ihr der Menschheit Würde,
so blicke euer Aug' zum Himmel auf,
wo keiner Zeiten flücht'ger Wechsel
das Leben mit der Zahl der Tage
in weiten Raum der Vorzeit peitscht!

Zum Himmel blicket auf, und lernt der Menschheit Würde
im Land der Seelen kennen!
Wer Mensch ist, dem sey Heil,
in welchem Theil der Welt er wohnen mag;
er sey ein Mohr, ein Weißer, ein Creol,
ein Jud', ein Türk, ein Heid, —
Heil ihm, wenn er nur Mensch —
der Gottheit Kind — mein Bruder ist!

Inhalt

des zweyten Theiles.

Seite

Herman. Eine Geschichte aus den Zeiten der Ritterschaft 5

Harwort und Leonore. Eine Scene aus dem Leben edler Seelen 40

Valentour, oder die Macht der Erziehung über das Herz 53

Johanna und Ubald, eine Geschichte im alten Geschmack, entlehnt aus den Biographien der Selbstmörder 100

Johanna und Ubaldus 106

Ein Pendant zur vorigen Geschichte, vom Verfasser des Sittenblattes zur Probe einer Nachahmung verfaßt 127

Heinrich und Eduard 131

Zum neuen Jahr an meinen Fürsten . . 137

Zum neuen Jahr an die edlen Damen unserer Stadt, die Gattinnen und Mütter sind . . 139

Seite

An Herrn Le Brun 141
An die Madame Le Brun 143
Zum neuen Jahr an mein Weib . . . 144
An alle Menschen 145

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eckartshausen, Carl <<von>>,

Schriften

Bd.: 2

Wien 1830

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 211-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341832-0